Lützelburg

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag	— fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürst[illegible] Nr. 8, München.



Graf Werner

oder

Die Kinder des Elends.

Ein Sittengemälde der Gegenwart

von

Adolf Mützelburg.

Berlin.
Druck und Verlag von Carl Nöhring.
Kochstraße Nr. 30.

Der Gang nach Mitternacht.

Der alte Georg erhob sich von seinem Lager, um seine nächtliche Runde zu machen.

Jedes Mal, wenn der einzelne Klang der ersten Stunde von dem Glockenthurme wiederhallte, jede Nacht, seit vielen, vielen Jahren hatte er sein einsames Lager im Erkerzimmer verlassen, seine große Laterne und seinen alten Degen genommen und seine stille Wanderung durch das Schloß angetreten.

Wie verschieden, wie so mannigfach hatte dieser Klang der ersten Stunde dem alten Manne in das Ohr getönt, nie hatte er ihn schlafend gefunden, stets war der Alte wenige Minuten vor dem ernsten Klange erwacht. Er hatte ihn gehört in eisigen Winternächten zwischen dem Geschrei der Uhu's — im Frühling

zwischen dem Flöten der Nachtigallen — im Sommer durch das schwere Grollen des fernen Donners, im Herbst, wenn die hohen Berge rings herum sich mit glühenden Farben schmückten, durch das Geschrei des Hirsches, der sein Weibchen lockte. Wie oft hatte er den ehernen Glockenton sanft in der stillen Nacht verklingen hören, wie oft war der mahnende Klang nur als ein schriller, scharfer Ton zu ihm herübergedrungen, wenn der Sturm ihn verjagte und der Donner ihn übertönte. Aber immer, er mochte ihn hören, wann er wollte, in linder Mainacht oder im Heulen des Sturmes — immer war es ihm ein lieber gewohnter Klang, immer hatte er sich jugendlich frisch, trotz seines grauen Haares, von seinem harten Lager erhoben, um das Amt zu erfüllen, zu dem Pflicht und Gewohnheit ihn rief.

Auch jetzt griff er nach der alten Laterne, die schon brennend in dem alterthümlichen Zimmer hing und nahm den Degen, der am Kopfende seines Bettes stand. Er hatte angekleidet geschlafen, wie immer, und verlor keine Zeit, einen Mantel überzuwerfen. Denn die Nacht war lau und mild. Draußen sangen die Nach=

tigallen. Es war Mai, der Monat der Freude und der Liebe.

Freude und Liebe — der alte Georg kannte sie nicht mehr. Sein ruhiges und ernstes Gesicht, tief durchfurcht von Falten und Narben, verrieth nichts, was auf irgend eine Erregung seiner Brust gedeutet hätte. Unveränderlich starr und beinahe hart, war es verschlossen und schweigsam, wie sein Herz. Wohl mochten manche Geheimnisse in diesem Herzen schlummern, wohl mochte Manches an dem alten, mehr als sechzigjährigen Manne vorübergezogen sein. Aber was es auch gewesen sein mochte — das Leben hatte ihm gewiß mehr Bittres und Herbes gebracht, als Liebliches und Freudiges. Der trübe Blick und die gemessene Haltung verkündeten den Mann, der viel Prüfungen erfahren hat.

Die Laterne, deren Docht heller in der Zugluft brannte, in der erhobenen Linken haltend, den breiten, wuchtigen Degen in der Rechten, schritt er langsam durch die Gänge, Trepp' auf, Trepp' ab, Alles mit seinem scharfen Auge musternd, den Kopf ein wenig auf die Seite geneigt, wie Jemand, der lauscht.

Mehr als zwanzig Jahre war er jede Nacht so durch die Burg gegangen, seit dem Tode des frühern Wächters, der sein Vater gewesen, und den man einst todt fand vor seiner Thür, als er nach vollendetem Rundgang wieder in sein Zimmer treten wollte. Der Sohn hatte das Amt vom Vater geerbt. Aber ihm selbst blieb Niemand, dem er das Wächteramt übertragen konnte, wenn auch er einst von seinem letzten Gange zurückgekehrt. Er hatte nur eine Tochter — ja, und an die Tochter durfte er nicht denken, wenn er seine nächtliche Runde machte. Dann stiegen Gespenster vor ihm auf, toller und drohender, als die Unterwelt sie senden konnte. Dann flammte es ihm vor den Augen, dann mußte er stillstehen und sich auf den Degen stützen, und es hob sich seine breite Brust unter dem Lederwams, das er vom Vater geerbt, der es aus der alten Rüstkammer genommen — dann verging wohl manchmal mehr als eine Stunde, ehe er in sein einsames Zimmer zurückkehrte.

Aber heut dachte er nicht an sie. Kein Sterblicher konnte wissen, womit die Gedanken dieses alten Mannes sich beschäftigten, wäh-

rend er den nächtlichen Rundgang machte, um sich zu überzeugen, ob Alles im Schlosse in Ordnung sei. Es war ein alter, geräumiger Bau, am Abhang eines der schönsten Thäler des Harzes, früher von den alten Grafen verlassen, später, zu Ende des verflossenen Jahrhunderts, von einem Nachkömmlinge des Geschlechts restaurirt und zum Wohnsitz gewählt. Aber selbst die restaurirten Theile waren jetzt schon wieder alt geworden und das Ganze glich beinahe einer Ruine.

Wenn ein Unkundiger, oder Einer, dem das Herz nicht auf der rechten Stelle saß, um diese Zeit durch die schmalen Gänge, die winkligen Zimmer, die weiten wiederhallenden Säle hätte gehen sollen, während die Laterne nur einzelne hervorragende Stellen beleuchtete und das Mondlicht durch die hohen Fenster schien, phantastische Gestalten überall hinzaubernd, so würde er mancherlei ängstliche Gedanken nicht haben unterdrücken können und es möchte ihm unheimlich zu Muthe geworden sein. Die Schatten der Sträucher und Bäume vor den Fenstern, die an den Wänden entlang glitten, würden ihm doch zuweilen das Herz

bedrückt und seinen Athem beschleunigt haben. Aber von alle dem wußte Georg nichts. Er hatte nie etwas Gespenstisches in dem Schlosse gesehen und selbst die Gespenster hätte er geglaubt mit seinem guten Degen fern halten zu können. Für ihn war die ganze Burg eine engere Heimath, in der er jedes Winkelchen kannte.

Gerade deshalb aber stand er überrascht und fast erschreckt still, als er auf die Galerie trat, die sich rings um den großen Saal des Schlosses zog und als ihm aus diesem ein eigenthümliches gedämpftes, aber doch glühendes Licht entgegenschlug. Unwillkürlich senkte er die Laterne und stützte sich auf seinen Degen. Denn was er sah, war ihm unerhört, und zum ersten Male glaubte er vor etwas Gespenstischem und Ueberirdischem zu stehen.

Unten in dem geräumigen Saale bewegten sich und wogten wild durcheinander mannichfache und seltsame Gestalten. Männer und Frauen in bunten und abenteuerlichen Trachten, mit langen Mänteln und flatternden Gewändern schwebten einher, haschten sich und neigten sich gegeneinander in den verschiedensten Bie-

gungen. Nur vier Gestalten, in alterthümliche Tracht gekleidet, standen regungslos und hielten vier Stangen, an deren oberen Ende sich rothe glühende Kugeln befanden, aus denen jenes eigenthümliche rothe und gedämpfte Licht strömte, das der alte Georg zuerst bemerkt hatte. Sie bildeten ein Viereck, und inmitten dieser vier Feuerträger bewegte sich jener unheimliche Tanz.

Der alte Georg war ein wackerer Gesell durch und durch und das Herz schlug ihm fest und sicher in der eisernen Brust. Aber als er diesen Spuk sah, traute er doch seinen Augen nicht und that einen tiefen Athemzug. Dann setzte er bedächtig die Laterne auf die Erde, faßte den Degen etwas fester und rieb sich mit der Linken die Augen, während er leise murmelte: „Unser himmlischer Vater, behüte uns vor dem Uebel!“

Aber wie er auch die Augen wischte — es wurde da unten nicht anders. Der Tanz wogte weiter, aber ohne Lärm, ohne jeden menschlichen Laut. Nur ein leises Scharren auf dem glatten Fußboden hörte der Alte, und das tröstete ihn, denn nun schien es ihm, als habe er doch nicht mit Geistern zu thun.

Aber wenn das kein höllischer Spuk war — was war es sonst? Wie waren diese Leute in die fest verschlossene Burg gelangt, und welche Menschen auf dieser Erde kleideten sich in solche Trachten, welche Männer trugen so lange rothe Mäntel, welche Frauen solche flatternden Kleider, theils kurz, theils lang. Nie hatte der Alte so etwas gesehen, und deshalb glaubte er noch immer, das könne nichts Irdisches sein und er träume. Er rieb sich die Augen bis sie ihm schmerzten — aber das Bild blieb vor ihm!

Und was waren das für Weiber! welche üppigen Gestalten, welche zierlichen und doch wohl gerundeten Füße, welche Schultern! Des Alten Herz war längst für solchen Reiz erstorben, aber er dachte doch bei sich selber, daß es gut für ihn sei, die Jugend liege hinter ihm und er laufe keine Gefahr mehr, sich vom Teufel verführen zu lassen. Denn daß sie vom Teufel geschickt seien, schien ihm immer noch das einzig Mögliche, mochten es nun Wesen von Fleisch und Blut, oder Geister sein. Dabei hörte er noch immer keinen Laut. Er sah ganz deutlich, wie die Lippen der Frauen lächel-

ten, wie die Augen glänzten, wie jede Muskel an ihren anmuthigen Körpern sich bewegte, aber jenes leichte Rauschen ausgenommen, hörte er keinen Schall, Klang oder Ton.

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter und eine Stimme sagte:

„Nun, das ist wohl ein höllischer Spaß für Dich!"

Georg fuhr zusammen, als habe ihn der Teufel selbst berührt. Aber als er sich umgewandt und gesehen hatte, wer ihm die Hand auf die Schulter gelegt, ging der Ausdruck des Schreckens in die eines tiefen, aber unterdrückten Ingrimms über.

„Also Sie sind es, Herr Graf!" sagte er mit einem schweren Athemzuge.

„Ja, ich bin es, Georg! Und für wen hältst Du Jene da?" antwortete der Andere.

„Für Kinder des Teufels und für Ihre Spießgesellen!" erwiederte der alte Mann.

„Du hast Recht," antwortete der Jüngere lachend. „Das ist die Wahrheit."

Es war ein junger Mann von wunderbarer Schönheit und von hohem Wuchse, der den Alten angeredet hatte. Er trug einen

langen schwarzen Mantel nach Art der spanischen, der seine ganze Gestalt verhüllte und nur die linke Hand, in der er einen breitrandigen dunklen Filzhut trug, freiließ. Fast unmöglich hätte ein Maler ein edleres Gesicht ersinnen, die Natur es vollendeter schaffen können. Blonde Locken fielen ihm lang auf die Schultern, und ein schöner Bart, von der Natur in den leichtesten und feinsten Formen gekräuselt, umschloß den Mund und die Wangen. Die tiefliegenden, herrlich gezeichneten Augen glänzten in dunklem, feuchtem Blau. Es war ein Gesicht, wie es die Natur selten geschaffen, und die Falten des weiten Mantels ließen auf eine eben so vollendete kräftige, aber schlanke Gestalt schließen. Auch die hohe Stirn war herrlich modellirt. Breit und gewölbt, zeigte sie, ohne die schöne Linie des Profils zu entstellen, über den Augen jene Hügel, die auf Verstand und Scharfsinn deuten, und zwischen diesen Hügeln zwei kleine Falten, die dem ganzen Gesicht einen ernsten Ausdruck verliehen, während die Augen jugendlich glänzten und die frischen Lippen lächelten. Wie alt er sei, war schwer zu sagen. Er mußte in den zwanziger

Jahren sein, ob zu Anfang oder zu Ende derselben, das ließ sich nicht errathen. Jene Falten deuteten auf das Letztere, denn sie verkündeten Nachdenken und Ueberlegung. Die heiteren Augen und Lippen aber sprachen von Jugend und Lebensmuth. Niemand hätte dieses Antlitz sehen können, ohne es zu bewundern. Und doch betrachtete es der alte Georg mit ingrimmiger Verachtung.

„Höre, Alter," fuhr der junge Mann dann in fröhlichem Tone fort, „ist guter Wein im Keller?"

„Wein? Und für wen?" fragte Georg finster und widerwillig.

„Nun, für mich und meine Kameraden dort," antwortete der Jüngere.

„Die mögen höllisches Feuer trinken, Herr Graf!" sagte Georg kurz.

„Nenne mich nicht Graf, Du alter Galgenvogel," rief der Jüngere lachend. „Du weißt, ich bin es nicht mehr. Nenne mich kurzweg Werner oder Hasselstein. Ist der Alte hier?"

„Welcher Alte?" fragte Georg.

„Nun, der alte Graf Hasselstein — mein

Vater darf ich ja nicht mehr sagen!" antwortete Werner lachend. „Ich vermuthe, er ist nicht hier."

„Nein, der Herr Graf sind in Berlin," antwortete Georg.

„Und plagt ihn immer noch Podagra, Gicht und Gewissen?" fragte Werner. „Hockt er immer noch in seinem Zimmer, wie ein alter Uhu?"

„Der Herr Graf leben immer noch sehr zurückgezogen," antwortete Georg mit gesteigertem Widerwillen kurz und abgebrochen.

„Ich dachte, er wollte sich wieder verheirathen," sagte Werner.

„Der Herr Graf sich vermählen?" fragte Georg.

„Nun ja, damit das Geschlecht nicht ausstürbe," entgegnete Werner lachend. „Ich bin enterbt, verstoßen und geächtet. Daran liegt auch nicht viel, denn ich führe das wonnevollste Leben. Aber die Hasselsteins dürfen doch nicht aussterben."

Georg antwortete nicht auf diesen Spott.

„Mein Weg führt mich weiter," sagte er. „Geruhen Sie, mich vorbeizulassen, Herr Graf."

„Du bist immer noch derselbe steife Kauz," rief Werner. „Du und mein Alter, Ihr paßt vortrefflich zusammen. Aber halt, Georg, Du kannst mir noch Einiges antworten. Wer weiß, wann ich wieder in diese Gegend komme. Wie geht es Lisbeth und wo ist sie?"

Der Alte zuckte zusammen, als habe er einen tiefen Stich in's Herz erhalten.

„Herr!" rief er, mit einer Stimme, so dröhnend und bebend, daß sie wie ein scharfer Schlag auf ein Stück Metall durch den Saal drang, während er unwillkürlich sich zurückbeugte und die Rechte mit dem Degen erhob, wie Jemand, der ein Stoß führen will.

So mächtig, so voll wie ein Glockenton, war das einzige Wort durch den Saal gedrungen, daß der Tanz unten augenblicklich aufhörte und Alle wie verzaubert in ihren Stellungen stehen blieben und hinaufstarrten. Ein so tiefer Schmerz, ein so wilder Grimm hatte aus diesem einzigen Worte gesprochen, daß auch die seltsamen Wesen dort unten davon bewegt waren und ihr unheimliches Spiel aufgaben.

„Nun, das ist keine Antwort!" sagte Werner gelassen. „Wo ist Lisbeth?"

In der Brust des Alten schien es zu gähren und zu toben. Sie hob sich unter dem Lederkoller und die Adern an seinem nackten Halse traten schwellend vor. Eine tiefe Gluth bedeckte sein gelbes, luft- und wettergebräuntes Gesicht. Aber der Kampf währte nur kurze Zeit. Werner, der den Alten stolz beobachtete, scheinbar ohne eine Ahnung von dem, was in ihm vorging, sah deutlich, wie die empörten Wogen des Blutes in das alte und ruhige Bett zurücktraten, wie sein Gesicht wieder bleich und sein Athem regelmäßig wurde.

„Wo sie ist?" antwortete der Alte mit schwerer Stimme. „Sie ist da, wohin Sie das Mädchen geführt haben, in Sünde und Verderben. Ich weiß nichts von ihr, ich kenne sie nicht. Ich habe kein Kind mehr und Sie sind Schuld daran."

„Oh, oh," sagte Werner langsam und gelassen, „das thut mir leid. Da theilt sie ja mein Schicksal. Nun, die schöne Lisbeth wird sich zu trösten wissen. Aber wie ist denn das gekommen, Alter? Sie war doch sonst Dein liebes Kind?"

„Sie war es," antwortete Georg mit einer

Stimme und einer Miene, die den entsetzlichen Kampf verrieth, der in seinem Innern tobte. „Sie war es, ja! Aber ein Mädchen, das den Schmeichelworten eines Mannes glauben konnte, und wäre er auch der Sohn meines Herrn, ein Mädchen, das einem Kinde das Leben gab, ohne den Vater nennen zu dürfen — das konnte nicht mehr meine Tochter sein. Ich stieß sie aus dem Hause."

„Das war hart!" sagte Werner mit einiger Theilnahme, aber doch immer so kühl und ruhig, als handle es sich um einen sehr gleichgiltigen Gegenstand. „Also sie ist Mutter! Das arme Ding, sie wird oft an mich gedacht haben! Aber was konnte ich dafür, daß mich der Alte schon vorher von sich stieß, wie Du später die Lisbeth. Ich hätte überlegen sollen, daß sie Dein Kind sei, und daß Du ein alter unbarmherziger Gesell bist, der ein Stück Leder anstatt des Herzens in der Brust trägt. Aber ich habe nie überlegt, Georg, das weißt Du ja. Ich überlasse das Nachdenken alten und gesetzten Leuten."

Georg sagte nichts. Durch die lang nieder=

hängenden weißen Brauen sah er starr auf den jungen Mann, wie ein gefesselter Tiger.

„Und Du weißt nicht, wo sie ist?" fragte Werner noch einmal. „Nun, ich werde sie schon noch einmal wiedersehen auf meinem Wanderleben, und dann werde ich sie um Verzeihung bitten. Sie ist schön genug, um durch die Welt zu kommen. Mort de ma vie! — Du weißt ja, Georg, der alte Oberst sagte immer so — Mort de ma vie, sie ist schön genug, um überall freundlich aufgenommen zu werden. Ich habe wenig schönere Mädchen gesehen, und doch habe ich die schönsten Revue passiren lassen. Ich war eigentlich hierhergekommen, um sie wiederzusehen und ein Stündchen mit ihr zu verplaudern. Es geht nicht! Also still davon. Du willst keinen Wein geben, Alter?"

„Ich sagte Ihnen, Graf Werner, daß ich die Runde machen muß," antwortete der Alte.

„Ah bah, die Runde! Ich möchte wissen, was dieses alte Nest unsicher machen sollte, wenn es nicht die Dohlen und Eulen sind!" lachte Werner. „Du bist ein alter Trotzkopf. Wenn ich Dich nun bäte, mich in meines Vaters Zimmer zu führen?"

„Was wollen Sie da?" fragte Georg finster.

„Lieber Gott, ich möchte es einmal sehen, auch in mein eigenes Zimmer möchte ich einen Blick werfen!" antwortete Werner gleichmüthig. „Der Mensch ist ein Narr, er hängt an Gewohnheiten. Also führe mich in das Zimmer. Du brauchst keine Angst zu haben, ich nehme nichts. Da ich zufällig einmal hier bin, so wollte ich es nur sehen. Wer weiß, wann ich wiederkomme. Ich gehe vielleicht nach Amerika!"

Das Alles war ruhig und fast lächelnd gesagt. Der lässige Ton, die Gleichgiltigkeit, die sich in dem ganzen Wesen des jungen Mannes aussprach, bildeten einen auffallenden Gegensatz mit seinem herrlichen Antlitz, seinen beredten Lippen, seinen glänzenden Augen. Es schien fast unmöglich, daß ein Mensch, den die Natur zum Träger der herrlichsten und edelsten Züge gemacht, so leichthin über die heiligsten Gefühle spotten könne.

„So kommen Sie," sagte Georg. „Ich muß ja jedem Fremden das Zimmer zeigen, wenn der Herr Graf nicht zugegen sind.

Warum nicht Ihnen, obgleich die Stunde ungewöhnlich ist."

Das Letztere hatte er spöttisch und verächtlich hinzugefügt.

„Aha," rief Werner, lustig und hell lachend, „Du hast mehr Witz, als man glauben sollte. Nun, geh nur voran mit Deiner alten Laterne und mit der verrosteten Klinge. Was für einen famosen Gefängnißwärter würdest Du auf der Bühne machen. Solche Kerle muß Shakespeare gesehen haben, als er seinen Klopffechter schilderte!"

Er schlug ihm vertraulich auf die Schulter.

„Und was wird aus Jenen da?" fragte Georg, nach dem Saal deutend.

„Die bleiben dort, bis ich wiederkomme," antwortete Werner, und sich über die Brüstung der Gallerie beugend, rief er lachend einige Worte in französischer Sprache hinab.

Lustig und neckend wurde ihm in derselben Sprache geantwortet.

„Was sind das für Wesen?" fragte Georg.

„Meine Kameraden," antwortete der junge Mann. „Vortreffliche Leute, sage ich Dir, Du alter Griesgram. Du und mein Vater, Ihr

sølltet nur einige Wochen unter denen leben, und Ihr würdet andere Menschen werden."

„Gott behüte uns!" murmelte Georg düster und schritt voran.

Da Werner in dem Schlosse vielleicht so gut Bescheid wußte, wie der Alte, so folgte er ihm sorglos und ohne auf den schwankenden Schein der Laterne zu achten, der ihn auch ohnehin unsicher und täuschend geleitet haben würde. Sie verließen die Gallerie, gingen durch einige Zimmer und Gänge und gelangten endlich in einige Räume, die bequem und wohnlich, auch mit einem gewissen Luxus ausgestattet waren, aber sämmtlich ein alterthümliches Gepräge zeigten. Das mochte sie den Fremden interessant machen, die zuweilen, wie Georg angedeutet hatte, den alten Hasselstein besuchten, dessen Lage weit und breit im Harz als eine der schönsten und romantischsten bekannt war.

„Hier ist wenig verändert," sagte Werner, der sich gemächlich überall umsah. „Freilich, es sind kaum anderthalb Jahr her, daß ich hier täglich aus und ein ging. Was soll sich da verändern, bei einem so kuriosen Manne,

wie dem Grafen Hasselstein, der einst die Ehre hatte, mich seinen Sohn zu nennen. Halt, was ist das?"

Ein eigenthümlicher heulender Ton kam von der Thür her, auf die Georg jetzt zutrat, um sie zu öffnen.

„Es ist Nero," antwortete Georg. „Er wittert uns."

„Nero? Ist der hier?" rief Werner mit Theilnahme. „Ah, das freut mich! Ich will doch sehen, ob der mich noch kennt?"

Ein prächtiger großer Neufundländer sprang aus der Thür, die Georg inzwischen geöffnet Einige Sekunden lang schnupperte er an dem alten Diener herum, dann wandte er sich zu Werner und sprang mit lautem Freudengeheul auf ihn zu.

Es war ein so riesiges Thier, daß er die Vorderpfoten auf die Schultern des jungen Mannes legte, als er sich an ihm emporhob. Die Freude des Hundes war fast betäubend. Aber Werner schien sie zu theilen. Seine Gleichgiltigkeit hatte ihn verlassen, er legte die Arme um den schönen Hund; man konnte es fast eine Umarmung nennen.

„Ah, Du bist mir treu gesinnt geblieben!“ sagte er mit weicher Stimme, während Nero leise vor Freude wimmerte. „Du kennst mich wieder! Ich werde den Hund mitnehmen.“

„Unmöglich,“ antwortete Georg kalt und gemessen. „Ich habe strengen Befehl vom Herrn Grafen, darauf zu achten, daß nichts aus den Zimmern entfremdet werde.“

„Hol' Dich der Teufel!“ rief Werner lachend. „Du behandelst mich wirklich, wie einen neugierigen Berliner, der die alte Ruine sehen will oder wie einen reisenden Engländer. Wie kommt es, daß mein Vater den Hund hier gelassen?“

„Er kann ihn nicht leiden,“ erwiederte Georg. „Nero gehorcht ihm nicht!“

„Es war auch mein Hund!“ rief Werner beinahe stolz. „Brav von Dir, Nero! Nun Georg, drücke ein Auge zu und laß mich den Hund mitnehmen. Mein Vater wird ihn nicht vermissen.“

„Dann meinetwegen,“ sagte Georg mürrisch. „Ich werde melden, er sei davon gelaufen. Und schließlich wird nichts mehr übrig

bleiben, was an den Grafen Werner erinnern könnte!"

„So ist es, Du hast Recht, alter Bär!" rief Werner. „Ruhig, Nero!"

Gehorsam ließ der Hund seine Vorderpfoten niedersinken und folgte mit aufmerksamem und treuem Blick seinem Herrn in das anstoßende Zimmer.

Es schien das Privatkabinet des alten Grafen zu sein. Wenigstens deuteten ein alter aus Eichenholz geschnitzter Schreibtisch und eine kleine Bibliothek darauf hin, daß hier die wenigen geistigen und schriftlichen Arbeiten vorgenommen worden, die den alten Grafen einst beschäftigt.

„Alles beim Alten!" sagte Werner gleichmüthig. Aber sein Auge, das jetzt aufblitzte und schärfer wurde, verrieth, daß er hier Interesse an irgend etwas nehme. Dennoch spielte seine rechte Hand nachlässig mit dem Hunde, der sie leckte und sich an den Herrn drängte.

„Kennst Du denn Deine alten Künste noch, Nero?" sagte er leichthin. „Achtung! Paß auf! Hollah! Stell' ihn!"

Der Hund folgte genau den Ausrufungen

des Herrn. Er war ganz Leben und Aufmerksamkeit.

„Ah!“ sagte Werner, zufrieden den Kopf neigend, „der Hund hat noch nichts vergessen, das ist brav von Dir. Allons! Aufgepaßt! Faß ihn!“

Diese letzteren Befehle hatte Werner so schnell gegeben und mit so unverkennbaren Andeutungen der Hand begleitet, daß in demselben Augenblick die Zähne des Hundes an dem Lederkoller des alten Georg saßen, dort, wo er an den Hals anschloß. Nero schien darauf abgerichtet, einen Mann auf solche Weise zu stellen.

„Wozu die Thorheit?“ rief der Alte ärgerlich. „Fort, Nero!“

„Nicht gerührt!“ rief Werner. „Laß ihn nicht von der Stelle, Nero!“

„Gott soll mich verdammen, ich bohre ihm den Degen in den Leib, er würgt mich!“ rief Georg.

„Noch nicht, aber er wird es thun, wenn Du Dich rührst!“ rief Werner lachend. „Du kennst mich und kennst den Hund. Mit uns Beiden ist nicht zu scherzen. Steh' nur still,

Alter. Ich will nur ein kleines Dokument suchen, das sich wahrscheinlich in einem Fache dieses Schreibtisches befindet. Ich bin deshalb gekommen. So recht, Nero!"

Das Letztere galt dem Hunde, der ein wüthendes Knurren hören ließ, als der alte Wächter eine Bewegung machte, ihn von sich zu schütteln. Der Alte wagte es nicht, diese Bewegung zu wiederholen. Er kannte den Hund und wußte, daß die herrlichen, schneeweißen Zähne desselben ihm im nächsten Augenblick die Gurgel zerfleischen würden. Die Augen traten ihm fast aus den Höhlungen, denn der Hund hing schwer an dem Koller, so daß dieser sich eng um den Hals zusammenzog.

Während dessen war Werner bei dem Schreibtische beschäftigt, probirte einige Schlüssel, die er in einem geheimen Fach gefunden, öffnete einige Schubkästen und blätterte unter den Papieren. Blitzschnell steckte er eines derselben zu sich, blätterte dann noch eine Zeitlang und wendete sich darauf zu Georg.

„Ich wollte nur meinen Geburtsschein haben," sagte er lächelnd. „Jeder Mensch hat doch gern ein Zeugniß von seiner wirklichen

Existenz, und da der Alte mir vielleicht Skrupel gemacht, wenn ich ihn darum gebeten, so habe ich mir das Dokument selbst geholt. Auch Du hättest Dich vielleicht geweigert, es mir zu geben. Drum habe ich Nero zu Hilfe genommen. Nun Adieu, Georg! Wenn ich Lisbeth sehe, werde ich sie grüßen. Siehst Du sie eher, so melde ihr meinen Gruß! Gute Nacht! Und — wenn der Zufall es einmal bringen sollte, daß Du mit dem Alten von mir sprichst — hörst Du, dann sage nur, Dir hätte von mir geträumt, und ich hätte dagestanden und gesprochen: Eher kämen Himmel und Erde zusammen, als daß ich mich vor dem Alten demüthigte und ihn um Verzeihung bäte! Das sage ihm!"

Er rief diese Worte laut und dröhnend, während er das Zimmer verließ. Im Nebengemach angelangt, pfiff er den Hund, der sogleich losließ und ihm nachsprang. Laut lachend warf er dann die Thür zu, verschloß sie, rief noch einmal dem alten Georg aus der Ferne ein gellendes „Gute Nacht!" zu und eilte fort durch die dunklen Gänge.

Während dessen stand Georg wie betäubt auf derselben Stelle.

„Der Satan! der Satan!" murmelte er mit gepreßter Stimme. „Es ist ein Kind des Satans — dies Kind meines gnädigen Herrn! Gott sei uns gnädig!"

Er betete einige Male das Vaterunser, dann erinnerte er sich, daß er eingeschlossen sei, öffnete die Thür gewaltsam von innen und ging furchtlos zurück nach dem großen Saale.

Aber dort war Alles finster und öde. Nur das Mondlicht schien durch die hohen Fenster. Der Alte reckte und dehnte sich und seufzte. Die Glieder warer ihm wie zerschlagen. Es bedrückte ihn, wie ein böser Traum. Langsam durchwanderte er den übrigen Theil des Schlosses und kehrte dann zurück in sein einsames Wachtzimmer.

Der „Fliegende Hirsch".

Graf Werner ging inzwischen Arm in Arm mit einem andern Manne durch das Thal. Die Gesellschaft, „seine Kameraden", wie er sie dem alten Georg bezeichnet hatte, war vorausgeeilt und die beiden hörten sie in einiger Entfernung vor sich lachen und lärmen. Die vier Feuerträger trugen noch immer ihre glühenden rothen Kugeln — chinesische Ballons, wie sie in neuerer Zeit so gebräuchlich geworden sind.

„Und der Zweck Ihres Einfalls in diese alte Burg?" fragte der Begleiter des Grafen, der ebenfalls in einen langen Mantel gehüllt, aber kleiner war als Werner. „Darf man wissen, was Sie veranlaßte, uns durch die

Gewölbe und durch Gänge zu führen, in denen sonst nur ein Gespenst oder liebesiecher Kater zu schleichen pflegt?"

Das sagte er in französischer Sprache.

„Der Zweck?" erwiederte Werner in derselben Sprache. „Sehr einfach. Ich kenne die Burg und den Besitzer. Er ist ein naher Verwandter von mir und ich wünsche ein Dokument zu besitzen, das für mich von Werth ist — nicht von materiellem Werth, mein lieber Alfred, denn es kann mir mehr schaden als nützen, wenn ich es veröffentlichte, aber von moralischem Werth. Ich hoffe es einst gegen denjenigen zu gebrauchen, der es bis jetzt besessen hat."

„Aber weshalb dann der Tanz und die ganze Teufelei?" fragte Alfred.

„Theils um dieses Zweckes, theils auch nur um der Thorheit willen," antwortete Werner. „Ich konnte nicht als ein Dieb dort eindringen. Es mußte scheinen, als wolle ich nur einen tollen Streich ausführen. He, Nero?"

Er wandte sich um, zu sehen, ob der Hund ihm gefolgt sei und er sah ihn nicht, weil er

ihm zu dicht auf der Ferse war. Aber er fühlte, wie er ihm die Hand leckte.

„Ah, da bist Du ja," sagte er. „Ein treues Thier!"

„Sie haben einen Hund mitgebracht?" fragte der Andere verwundert. „Sie kannten das Thier?"

„Ja, ich bin früher oft auf dem Schlosse gewesen," erwiederte Werner. „Der jetzige Besitzer ist verreist und es war mir leicht, Nero an mich zu locken, um so mehr, da er eigentlich mir gehört. Er erkannte mich sogleich wieder und seine Anhänglichkeit rührte mich. Treue ist ein sehr unangenehmes Ding bei Weibern und langweiligen Freunden, aber bei Hunden gefällt sie mir."

„Ganz meine Ansicht," sagte Alfred. „Und wie denken Sie über die kleine Polin?"

„Wie ich darüber denke?" fragte Werner. „Ich denke, die Sache ist abgemacht."

„Sie werden wirklich so unbarmherzig sein?" rief Alfred lachend.

„Nun, ich sollte meinen, man könnte einem verliebten jungen Mädchen keine größere Barmherzigkeit erzeigen, als wenn man sie glücklich

macht," antwortete Werner gleichgiltig. „Der kleine Schelm will es ja. Sie sehnt sich mit allen tausend Fibern ihres leichtbewegten Herzens nach etwas Romantik, Liebesglück und Liebesschmerz. Sie soll Alles haben, vollauf!"

„O Sie lästerlicher Mensch!" spottete Alfred. „Es ist die einzige Tochter."

„Natürlich!" sagte Werner kalt. „Wäre sie das nicht, so würde sie nicht so eigensinnig sein und auf ihren Willen bestehen. Nun hat sie sich in den Kopf gesetzt, daß ich ihr Abgott, ihr Ideal sei. Wäre es nicht unrecht, das gute Kind schmachten zu lassen?"

„Gewiß! Und Sie sind ihrer Sache sicher, Sie werden es heut Nacht thun?" fragte Alfred.

„Natürlich, vorausgesetzt, daß es bei unserer Verabredung bleibt," erwiederte der Graf. „Wir verlassen um vier Uhr, mit Sonnenaufgang, den Gasthof und Sie sagen den Anderen — nun, Sie wissen ja, was wir verabredet haben!"

„Ja wohl. Wenn nun aber die Sache entdeckt wird — dürfte Bottelini nicht in Un-

annehmlichkeiten kommen? In diesem Lande ist man skrupulös."

„Er sagt ganz einfach, daß er nichts von Allem wisse," antwortete Werner. „Und außerdem kenne ich einige sehr schöne und hochstehende Damen in diesem Lande, die genug Einfluß besitzen, um solche Kleinigkeiten zu beseitigen."

„Sie sind ein durch und durch verdorbener Mensch," sagte Alfred lachend. „Ich habe nie einen Mann gesehen, der mir das Ideal eines Don Juan in seiner ganzen Stattlichkeit, den ächten spanischen Libertin mehr personificirt hätte, als Sie."

„Ich danke Ihnen für das Compliment," antwortete Werner trocken.

„Nur in etwas sind Sie ihm unähnlich," fuhr Alfred fort.

„Also doch?" meinte Werner. „Wahrscheinlich glauben Sie, ich würde mit mehr Anstand zur Hölle fahren, als der gute Don Juan?"

„Ich hoffe es, aber das meinte ich nicht," erwiederte Alfred. „Nein, Don Juan war

offen und vertrauensvoll gegen Männer, gegen seine Freunde, und das sind Sie nicht."

„Woher wissen Sie das von Don Juan?" fragte Werner.

„Ich weiß es, denn ich habe das Leben und den Charakter dieses famosen Helden nach den Quellen studirt," antwortete Alfred lachend. „Ich suchte ihm ähnlich zu werden, habe es aber nur bis zur kläglichsten Stümperei gebracht. Sie sind Don Juan, wie er leibhaftig lebte, schön, stolz, kalt, grausam, Alles verachtend, Gott und Menschen. Nur in jenem einen Punkte sind Sie ihm unähnlich."

„Pah! die alte Geschichte," sagte Werner fast verächtlich. „Sie wollen wissen, wer ich bin, Sie möchten meine Herkunft, meine kleinen Geheimnisse kennen. Ich will Sie Ihnen auch nicht vorenthalten, wenn Sie einst mein Freund sind, lieber Alfred. Aber um das zu sein, muß man die Feuerprobe bestehen, und das haben Sie noch nicht gethan."

„Aber was verlangen Sie denn?" rief Alfred. „Soll ich mich für Sie hängen oder köpfen lassen, um Sie von meiner Freundschaft zu überzeugen?"

„Das nicht, aber vielleicht etwas Aehnliches!" sagte Werner kurz. „Also es bleibt dabei, daß wir um vier Uhr aufbrechen. Nicht später!"

„Wie Sie wollen, Sie Trotzkopf!" sagte Alfred.

Sie stiegen einige steinerne Stufen zu dem Gasthof hinab, der dicht vor ihnen lag. Hinter den blauen Harzbergen versank der Mond, während der östliche Himmel sich bereits mit dem fahlen Grau des dämmernden Morgens färbte. Schweigend, in sanfter Ruhe lag der Gasthof da, denn die Gesellschaft war bereits verschwunden und nur an einzelnen Fenstern zeigte sich Licht und hinter ihnen schwankende Schattengestalten.

Es war eines der besseren Gasthäuser im Harz, ein Gebäude von zwei Stockwerken. Das Thal, an dessen Ausgang es lag, das Hassel-Thal, gehört zu denen, die gewöhnlich nur auf der Durchreise von den Harzwanderern besucht werden. Es hat weder die Berühmtheit des Bode-, Ilse- und Selkethals, noch auch ihre zahlreichen Besucher. Aber es ist reich an Schönheiten, bald anmuthig, bald wild, die je-

doch selten von dem schnell vorüberziehenden Wanderer, der eilig die bekannteren Thäler sucht, gewürdigt werden. Nur selten nehmen einzelne Reisende einen längeren Aufenthalt in dem Gasthof zum „Fliegenden Hirsch", demselben, den Werner und Alfred jetzt betraten, und diese pflegen dann auch Schloß Hasselstein, das eine gute Viertelstunde tiefer im Gebirge liegt, zu besichtigen. Von solchen Fremden hatte der alte Georg gesprochen.

„Sie haben nun also die Güte, die Gesellschaft zu benachrichtigen, daß wir um vier Uhr aufbrechen," sagte Werner zu seinem Begleiter. „Ueber alles Andere bitte ich Sie zu schweigen."

„Ja wohl, Prinz!" antwortete Alfred scherzend. „Wir werden entzückt sein, Lodoiska in unsern Kreis aufzunehmen. Schon der Name ist reizend. Er erinnert an —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," unterbrach ihn Werner. „Ich möchte jedoch bitten, sie nicht zu sehr zu belästigen. Auf Wiedersehen, Alfred!"

Werner ging nach seinem Zimmer, gefolgt von Nero, der ihm im vollsten Sinne des

Worts stets auf der Ferse war und aufmerksam jedes Wort seines Herrn mit anhörte. Doch hielt er sich dort nicht länger auf, als um Licht anzuzünden und einige Kleidungsstücke, die schon bereit lagen, unter den Mantel zu nehmen. Dann wollte er das Zimmer verlassen. Nero knurrte.

„Du bleibst hier, Nero!“ sagte er. „Ich kehre bald zurück. Ist Jemand da?“

Er öffnete die Thür, und der Lichtschein, den die brennende Kerze hinaussandte auf den Corridor, zeigte ihm eine weibliche Gestalt, hoch, schlank, von einer mehr als gewöhnlichen Schönheit. Es war eine von jenen Frauen, die der alte Georg in dem großen Saale des Schlosses gesehen.

Sie hatte einen modernen französischen Mantel mit einer Kapuze umgeworfen und blickte den Grafen groß mit ihren dunklen Augen an.

„Ah, Mademoiselle Adelaide,“ sagte dieser mit der größten Ruhe. „Wohin so spät und so vermummt?“

„Ich wollte zu Dir, Werner,“ antwortete sie.

„Zu mir? Dann geh' zurück, süßes Kind, ich habe noch einen nothwendigen Gang," sagte Werner. „Auch brechen wir um vier Uhr auf."

„Gut, ich weiß es," antwortete Adelaide. „Aber wohin gehst Du?"

„Wohin? Wohin? Welche Frage!" sagte Werner mit einem Anflug von Erstaunen.

„Du willst es mir nicht sagen?" fragte sie leise.

„Wohin ich gehe? Wem hätte ich je Rechenschaft gegeben, selbst über den einfachsten Gang?" antwortete Werner kurz und bestimmt. „Geh' in Dein Zimmer, Adelaide!"

Das Mädchen, obgleich eine stolze, kraftvolle Gestalt und mit glühenden Augen, wagte sich nicht zu rühren. Es zuckte über ihre Lippen, aber sie sagte nichts. Werner schloß die Thür und vollständige Dunkelheit herrschte auf dem Gange.

„Geh' nach Deinem Zimmer, Kind!" wiederholte der Graf. „Du fängst an, Dich um das zu kümmern, was ich thue, und das ist nicht recht. Ich liebe es nicht."

„Alfred hat mir von einer Polin gesprochen," sagte Adelaide zögernd.

„Hat er das? Er ist ein Schwachkopf!“ erwiederte Werner. „Aber wenn er auch von zehntausend Polinnen spräche, so wüßte ich nicht, was es mich oder Dich anginge.“

„Ich tödte sie,“ sagte Adelaide mit zitternder Stimme.

„Wen?“ fragte der Graf kalt.

„Sie, die Dich von mir lockt,“ antwortete Adelaide. „Ich tödte sie gewiß.“

„Dann hüte Dich vor dem Schaffot oder lebenslänglichem Gefängniß,“ sagte Werner ruhig. „Doch da Du eine Erklärung herbeiführen willst, so sollst Du sie erhalten. Ich habe Dich recht lieb, Adelaide, Du bist ein schönes Mädchen und hast mir einen Grafen, zwei Barone und verschiedene Herren geopfert. Dafür bin ich Dir sehr dankbar. Aber hättest Du mir vorher gesagt, daß ich nicht mehr Herr über mich selbst sein sollte, so würde ich Dein Opfer nicht angenommen haben. Ich werde lieben, wen ich Lust habe. Bist Du unvernünftig und willst mich hindern, so hüte Dich. Bist Du aber klug und gescheidt, so können wir lange gute Freunde sein.“

„Du bist ein Teufel!“ flüsterte Adelaide.

„Wohl möglich!“ antwortete Werner. „Und nun Adieu, mein Kind! Wenn Du heut’ einen kleinen allerliebsten Pagen in meiner Gesellschaft siehst, so sei recht freundlich gegen ihn. Eifersucht braucht Dich weiter nicht zu quälen, ich bin ganz offen. Es ist nur ein Zeitvertreib für mich und wird nicht lange währen. Auf Wiedersehn, Mademoiselle!“

Er ging den Corridor hinab und Adelaide suchte ihr Zimmer, nachdem sie lange Zeit starr und mit gesenktem Kopf auf derselben Stelle gestanden.

Das Zimmer Werner’s lag im Erdgeschoß. Jetzt stieg er mit gedämpftem Schritt die Treppe hinauf und klopfte ganz leise an eine Thür. Kaum hatte sein Finger sie berührt, als sie vorsichtig von innen geöffnet und bei dem matten Schein eines tief niedergeschraubten Lämpchens ein lockiger Mädchenkopf sichtbar wurde.

„Du bist es, Werner?“ flüsterte das Mädchen.

„Gewiß? Schläft sie?“

„Ich habe gethan, wie Du sagtest, und ihr so lange Wein bringen lassen, bis sie einschlief.“

flüsterte Lodoiska. „Ich habe versucht, sie aufzuwecken. Aber sie schläft tief und fest.“

„Gut! So komm, mein Herz!“ sagte Werner.

„Schon jetzt? Du versprachst mir einen Anzug —“ flüsterte Lodoiska.

„Ich habe ihn bei mir,“ erwiederte Werner. „Willst Du Dich hier oder bei mir ankleiden?“

„Hier, wenn es Dir recht ist,“ antwortete sie.

„Gut! so werde ich hier harren, aber ich bitte Dich, mein Engel, beschleunige Deine Toilette, denn die Stunde unserer Abreise naht.“

„Ich werde eilen,“ flüsterte sie. „Aber küsse mich vorher, Werner. Dein Kuß wird mir Muth geben und ich bedarf dessen, ich fühle mich so schwach und bin doch so aufgeregt.“

„Du bist eine kleine Närrin!“ sagte er, sich über sie beugend und sie küssend. Sie wollte sich an ihn schmiegen. Aber er drängte sie sanft zurück.

„Eile, eile, Lodoiska!“ flüsterte er. „Der Morgen graut.“

Sie nahm das Päckchen und verschwand

in dem Zimmer. Ruhig wartete Werner, bis sie wieder heraustreten werde. Wohl mochte ihm dabei so Manches durch den Sinn gehen, aber trotzdem summte er leise eine französische Quadrillen-Melodie vor sich hin.

Nach ungefähr zehn Minuten sah er, wie die Thür sich wieder öffnete und ein Knabe in derselben erschien. Es war Lodoiska. Sie trug ein Päckchen unter dem Arme.

„Ah, da bist Du ja!“ sagte er leise. „Wie klein Du aussiehst. Aber allerliebst!“

Sie antwortete nicht. Er hörte, wie sie leise weinte.

„Was ist das? Doch nicht Thränen, mein Engel?“ sagte er.

„Ich scheide von meinem Vater, von Allem,“ antwortete sie schluchzend.

„Wohl, wohl,“ sagte Werner. „Aber Du kommst zu mir und ich will Dir eine Welt sein!“

Er nahm sanft ihren Arm, zog sie an sich und schloß vorsichtig die Thür.

„Nun komm, Lodoiska!“ sagte er. „Um vier Uhr brechen wir auf, bis dahin sind wir allein. Komm!“

Er legte den Arm um sie und führte sie mit fort nach seinem Zimmer. Nero lag innen an der Schwelle der Thür und empfing lustig seinen Herrn.

„Das soll auch Dein Begleiter sein, mein Kind!" sagte er zu dem jungen Mädchen. „Nero soll über Dich wachen. Ihr werdet bald gute Freunde werden."

Die Morgendämmerung ergoß ihr fahles Licht in das dürftige Zimmer, in dem alle Gegenstände, die zu einer Reise nöthig sind, unordentlich und zerstreut umherlagen. Es war ein trübseliger, unangenehmer Anblick. Aber das Gesicht und die Haltung des jungen Mädchens harmonirten mit dem fahlen Lichte des Morgens und mit der wüsten Unordnung des Zimmers. Es war bleich und abgespannt, Thränen schimmerten in den braunen Augen und schwankend lehnte sie sich an Werner.

„Es wird mir doch schwer, da ich es jetzt wirklich thun soll," sagte sie leise.

„Schwer? Um Himmelswillen, Lodoiska, thue nichts, was Dich reuen könnte!" rief Werner. „Nichts ist schwerer zu ertragen, als Reue, Gewissensbisse und Jammer. Kehre zu-

rück, mein Engel, wenn Du nicht fest entschlossen bist. Dann trennen wir uns nur für einige Zeit und ich sehe Dich doch bald wieder. Vielleichst thätest Du sogar besser daran. Du opferst mir zu viel. Du legst mir eine zu schwere Verpflichtung auf. Ich werde mich immer erinnern müssen, daß Du Reichthum, Glanz und Geburt um meinetwillen verlassen."

„Nein, nein, Werner — sprich nicht so!" bat sie, sich fester an ihn schmiegend.

„O doch, doch, Lodoiska!" erwiederte er. „Und was kann ich Dir dafür bieten? Nichts! Du wirst sogar Gelegenheit zur Eifersucht haben, denn ich stehe mit manchem schönen Mädchen in Verhältnissen, die ich nicht so leicht abbrechen darf, wenn ich Dir nicht schaden will. Sie sind zum Theil rachsüchtig und könnten Dich entgelten lassen, was ich eigentlich verbrochen habe. Es wird Dich betrüben, Du wirst mir zürnen."

„Nein, nein, Werner!" flüsterte sie. „Wenn ich nur bei Dir bin."

„Oh, verzeihe," sagte er, sie sanft auf einen Sopha niedersetzend, „ich erinnere mich, daß ich noch einige Zeilen an einen Freund zu

schreiben habe, der mich hier aufsuchen wollte. Ich muß ihm doch mittheilen, daß ich nicht mehr hier bin. Dabei fällt mir ein — hast Du den Zettel auf den Tisch gelegt?"

„Gewiß," antwortete Lodoiska.

„Und was hast Du geschrieben?"

„Daß ich dem schönen Mondschein nicht habe widerstehen können und in den Wald gegangen sei," erwiederte das Mädchen. „Fanny möge sich nicht ängstigen, wenn sie erwache, ich würde bald zurück sein."

„Gut," sagte Werner, während er sich an den Tisch setzte, um zu schreiben. „Dein Vater wird glauben, Du hättest Dich verirrt und Niemand wird an mich und unsere Gesellschaft denken. Wenn man Dich nicht findet, wird man Dich für verloren halten."

„Mein armer Vater!" sagte Lodoiska leise und mit gepreßter Stimme. „Soll ich ihm nicht später mittheilen —"

„Wo denkst Du hin? rief Werner, mit seiner Feder beschäftigt. „Wenigstens nicht eher, als bis es nothwendig ist. Und nun entschuldige mich nur wenige Minuten, mein Herz. Ich bin sogleich zu Ende."

Hastig flog seine Feder über das Papier und in großen schönen Zügen schrieb er Folgendes:

„Mein verehrter Freund!

„Der Plan, den Sie entworfen, steht auf dem Punkte, in Erfüllung zu gehen, und Sie haben nicht nöthig, mir für die Ausführung desselben dankbar zu sein, denn ich bin sehr gern Ihr Mithelfer geworden, und meine lange Erfahrung in derartigen Sachen hat mir die Ausführung leicht gemacht. Ich traf, wie Sie vorausgesehen hatten, die Fürstin in Dresden und fand sie so reizend und liebenswürdig, daß die Blicke, die ich ihr zuwarf, wärmer wurden, als es sonst wohl der Fall gewesen, und eher zündeten als ich dachte. Schon am zehnten Tage, nachdem ich Lodoiska zuerst gesehen, gab sie mir ein Rendezvous, und ich habe nie ein Mädchen gefunden, das leichter einem Mann geglaubt und deren Herz reiner und kindlicher gewesen wäre. Sie war vollständig damit einverstanden, daß sie sich so bald als möglich mit mir vereinigen müsse und ich entwarf einen Plan, der jetzt auf dem Punkte steht, sich zu erfüllen, denn Lodoiska ist, während ich dies

schreibe, als Page oder junger Kavalier — wie Sie wollen! — gekleidet in meinem Zimmer und in einer halben Stunde brechen wir auf. Ich hatte nämlich eine Reise nach dem Harz vorgeschlagen und Lodoiska hat ihren Vater ebenfalls zu einer solchen Reise zu bewegen gewußt. Der Fürst reiste unter einem fremden Namen, nur von einem Kammerdiener begleitet, Lodoiska hatte Niemand zum Schutz, als ihre schläfrige Gouvernante Fanny und eine Dienerin. Heute sind wir in dem „Fliegenden Hirsch" zusammengetroffen, Lodoiska hat sich unter einem guten Vorwande entfernt und man wird sie überall in der Umgegend suchen, ohne an mich und die Gesellschaft Bottelini's zu denken. Schreiben Sie mir nicht — Ihr Brief würde mich nicht treffen. Wenn Sie dennoch schreiben wollen, so bitte ich, thun Sie es unter der bekannten Adresse poste restante Hamburg. Dorthin werde ich wohl zuerst kommen, und noch lieber wäre es mir, Sie persönlich dort anzutreffen. Außerdem theile ich Ihnen eiligst nur mit, daß das vielbesprochene Dokument diese Nacht in meine Hände gelangt ist. Mein Herr Vater soll sich in Berlin befinden.

Vielleicht können Sie etwas über ihn erfahren. Ich habe in Dresden gehört, er wolle sich verheirathen. Das ist wohl möglich. Er hält sehr auf die Erhaltung seines Namens und da ich nun doch einmal für ihn verloren bin, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er seinen Wunsch durch eine zweite Heirath zu erreichen sucht. Wenn etwas Wahres an dem Gerüchte sein sollte, so lassen Sie mich nur bei Zeiten wissen, wer die Auserwählte ist. Eine schönere Gelegenheit, ihm einen Streich zu spielen, läßt sich gar nicht denken. Adieu, mein verehrter Freund. Also — wie ich Ihnen oben geschrieben habe."

Er unterzeichnete den Brief nur mit einem einzelnen Buchstaben und adressirte ihn an Dr. Breitenfeld in Berlin, poste restante.

„Das wäre gethan!" sagte er aufstehend. „Nun kann ich den Brief auf der nächsten Station abgeben. Immer noch Thränen, meine kleine Träumerin?"

Er setzte sich neben Lodoiska und küßte sie zärtlich. War die Kälte, die er gegen sie zeigte, eine wirkliche oder nur eine Maske — jedenfalls mußte er fühlen, daß in einem solchen

Augenblick jedes Mädchenherz einer Stütze bedurfte. Süße Worte klangen von seinen Lippen, Worte, die in das kälteste Herz eindringen mußten — so sanft und einschmeichelnd waren sie gesprochen — um wie viel mehr in das zarte Herz Lodoiska's! Bald hatte sie in seinem Arme den Vater, die Vergangenheit und die Zukunft vergessen. — Jupiter selbst hätte ein thörichtes Frauenherz nicht härter täuschen und zärtlicher beseligen können. — — —

— — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später hielten drei einfache Wagen, wie sie im Harz den Reisenden zu Gebote stehen, vor dem Gasthof zum „Fliegenden Hirsch" und ein reges Getümmel füllte den Platz vor dem Hause. Gepäck wurde in die Wagen gelegt und wenige Minuten darauf erschien eine Anzahl Damen, die, je nach ihrem Belieben, in den Wagen Platz nahmen. Die Mehrzahl von ihnen war jung und schön, Einzelne zeigten bereits eine etwas verblühte Schönheit. Aber die Züge Aller waren ausdrucksvoll und frei, sogar herausfordernd. Auch befand sich keine einzige Gestalt unter ihnen, die man nicht graziös oder kräftig und elastisch

hätte nennen können. Alle waren in feinster Toilette nach der letzten Pariser Saison, viele trugen außerdem prächtige Mäntel von Atlas, Seide und Sammt. Man hätte sie für eine Gesellschaft von Prinzessinnen und Gräfinnen halten können, um so mehr, da sie fast ausschließlich Französisch sprachen.

Aehnlich die Herren — schöne kräftige Gestalten, im blühenden Jünglings- oder kräftigsten Mannesalter, mit lockigem Haar, verwegenen Schnurrbärten und blitzenden Augen. Hin und wieder zeigten sich unter ihnen einige blasse oder fahle Gesichter, und diese gehörten den Aelteren. Die Wangen der Jüngeren aber prangten noch im vollsten und frischesten Roth der Jugend, und unter ihnen befanden sich einige, die kaum das Jünglingsalter erreicht hatten und für Muster der Schönheit gelten konnten. Alle waren in eleganter Toilette, die Meisten in blauen oder braunen Reitfracks, Einige im Oberrock. Gewandt und kräftig, auf den ersten Blick verrathend, daß sie vortreffliche Reiter seien, schwangen sie sich auf die Pferde, die von einigen Dienern und von den Kellnern bereit gehalten wurden. Man

konnte kaum schönere Pferde sehen — es waren Araber echter Race, englisches Vollblut, die Tausende gekostet haben mußten. Man mußte wirklich glauben, eine Gesellschaft von Prinzen und Personen höchsten Ranges habe hier incognito eine Harzreise unternommen. Der erste Eindruck wenigstens war ein solcher.

Unter den Reisenden befand sich auch Alfred, derselbe, mit dem Werner vorher in der Nacht vom Hasselstein zurückgekehrt war. Es war ein schlanker, schöner Mann, mit etwas bleichem Gesicht und dunklem Schnurrbart und Haar. Der Schnitt seines Gesichts verrieth den Südfranzosen oder Italiener, und in seinen Bewegungen lag, trotz ihrer Lebendigkeit, etwas, das auf eine wirklich gute Geburt und auf eine feine Erziehung schließen ließ. Sein Blick hatte etwas Unstätes und Unsicheres, zuweilen auch Lauerndes. Er besaß eine eigenthümliche Art, die Leute scharf zu beobachten, ohne daß sie es bemerkten. Es schlummerte mehr in ihm, als seine glatte elegante Außenseite verrathen sollte.

Jetzt, während er auf seinem prächtigen Fuchs hielt, blickte er häufig nach der Thür.

In dieser erschien jetzt eine ältliche Dame, ganz in Sammt und Seide gekleidet und mit Spuren früherer Schönheit, die jetzt jedoch unter der Fülle übergroßer Korpulenz so gut wie verschwunden waren. Ein Herr, groß und stark und eben so alt, oder älter als sie, ging neben ihr, sie führend.

Ihnen unmittelbar folgte Werner mit einem Knaben.

Der Graf trug seinen Mantel nicht und die schöne, hohe und kräftige Gestalt des jungen Mannes zeigte sich in ihrer ganzen Entwickelung. Keine Spur einer durchwachten Nacht oder irgend einer Aufregung war in seinem klaren Auge, in seinem frischen Gesicht zu lesen. Seine Toilette verrieth Sorgfalt, war aber ohne jede modische Ziererei. Er trug nichts, als einen einfachen schwarzen Anzug und einen breitrandigen Hut, unter dem die blonden Locken sich hervordrängten. Seine Schönheit verlor nichts im hellen Licht des Morgens; sie trat noch reiner, noch bestimmter hervor. Die anderen Männer, von denen jeder Einzelne schön genannt werden konnten, verblichen vor ihm. Selbst seine Gestalt überragte die der Anderen.

Neben ihm ging der Knabe — Lodoiska. Werner hatte ihrem Anzuge nachgeholfen, und ihre Aehnlichkeit mit einem blassen, etwas kränklichen Knaben von etwa funfzehn Jahren war täuschend. Die weiblichen Formen, die ihr Geschlecht hätten verrathen können, waren von einem leichten Sommerüberzieher, nach Art der Raglan's, verdeckt und auf dem dunklen Haar, das sie stets in kurzen, zierlichen Locken getragen, saß etwas kokett der leichte Strohhut. Sie wäre allerliebst gewesen, hätte sie ihre Schüchternheit und Befangenheit überwinden können. Aber sie konnte mit aller Mühe das Ungewohnte und Unsichere in ihrem Gange nicht verbergen. Man sah, daß sie am liebsten Werner's Arm ergriffen hätte.

„Ah, Madame! Madame Bottelini! Auf ein Wort!" rief Werner.

Der starke Herr und seine Begleiterin standen still und wandten sich dem Grafen und Lodoiska zu, die ihnen unmittelbar aus der Thür gefolgt waren.

„Guten Morgen," sagte Werner, höflich an seinen Hut greifend. „Erlauben Sie mir, Madame, und auch Sie, Monsieur Bottelini,

daß ich Ihnen einen Cousin von mir vorstelle, Herrn Gustav Dorinsky. Er hat mich diese Nacht im Gasthof getroffen, nachdem er mich lange gesucht."

Die Anrede war in französischer Sprache geschehen. Monsieur und Madame Bottelini begrüßten den Cousin Werners sehr höflich und artig. Gustav war tief erröthet.

„Mein Cousin läßt Sie durch mich um die Gefälligkeit bitten, in Ihrem Wagen Platz nehmen zu dürfen, Madame!" fuhr Werner dann fort. „Er ist von seiner langen Reise ermüdet und wird erst später meine Isabelle benutzen. Nicht wahr, Gustav?"

Gustav stammelte einige fast unhörbare Worte. Um so redseliger war Madame Bottelini, die sich sogleich in Anerbietungen erschöpfte. Auf einen Wink ihres Gatten fuhr der Wagen vor, die drei Personen stiegen ein und Werner schwang sich auf seinen Rappen. Sein Diener hielt sich hinter ihm auf einem stattlichen Pferde, einen prächtigen Isabell-Schimmel führend. Die Gesellschaft setzte sich in Bewegung.

„Sie ist nicht häßlich, die Kleine!“ flüsterte Alfred dem Grafen zu.

„Wirklich?“ antwortete Werner. „Sie wird noch besser aussehen, wenn sie sich ein wenig an die neue Umgebung gewöhnt hat.“

Dabei ruhte sein Auge gleichgiltig auf Adelaide, die, in ihren Capuchon-Mantel gehüllt, in der Ecke eines Wagens saß, glühende Blicke zu Lodoiska hinübersendend.

Jetzt aber wandte sie sich und sah zu Werner herüber. Ihre Blicke begegneten sich. Werner verzog den Mund zu einem Lächeln und grüßte sie vertraulich. Sie dankte ebenfalls mit einem Lächeln. Aber es lag etwas Eigenes darin, und Werners Gesicht wurde gleich darauf ernster als gewöhnlich.

Dann aber sprengte er neben einen Wagen und knüpfte mit den darin befindlichen Damen eine heitere Unterhaltung an, die bald allgemein wurde. Die Herren ritten nebenher und voraus. Man scherzte, man lachte, und so ging es hinein in die Ebene, die sich am Fuß der Harzberge ausdehnt, hinein in die würzige, frische Morgenluft. Die Reisenden, welche vorüberkamen, die Landleute auf ihren Feldern

standen still und blickten dem prächtigen Zuge neugierig, bewundernd oder beneidend nach.

„Wer mag das wohl sein?" fragten sie, wenn ihrer zwei zusammen gingen.

Jedes Fremdenbuch, auch das des „Fliegenden Hirsches" im Hasselthal hätte ihnen Auskunft geben können. Es war die berühmte Kunstreiter-Gesellschaft des Herrn Bottelini, die von Dresden nach Hamburg reiste, und deren Mitglieder den Entschluß gefaßt hatten, einige Tage nur ihrem eignen Vergnügen zu widmen und den Harz zu besuchen.

Der Kontrakt.

In dem einfachen Zimmer eines kleinen Hauses in Berlin — in einer wenig lebhaften und abgelegenen Straße — saß ein junges Mädchen.

Ihr blasses Gesicht und der schwarze Anzug deuteten darauf hin, daß sie um irgend eine Person traure, die ihr lieb oder verwandt gewesen. Der Verlust mußte sie sogar tief und schmerzlich getroffen haben, denn in ihren Mienen zeigte sich eine vollkommene Trostlosigkeit, eine Entsagung und Verachtung jeder irdischen Hoffnung. Und dennoch hatte dieser tiefe Schmerz, dieses qualvolle Leiden der Seele die seltene und eigenthümliche Schönheit ihres Körpers nicht untergraben können. Sie schien eine von jenen

Naturen zu sein, die das Geschick mit einer mehr als gewöhnlichen Kraft begabt hat. Der Schmerz hatte sie wohl beugen, aber nicht brechen können.

Sie trug nichts, als jenes einfache schwarze Kleid; keinen weißen Kragen; keine jener kleinen Zierden, die sich auch der tiefste Schmerz erlaubt, unterbrach das Einförmige ihrer Trauertracht. Und doch schien es, als ob ihre Schönheit gerade durch diese Einfachheit noch mehr hervorträte. Sie war eine von jenen blonden Frauengestalten, wie sie Titian und Rubens gemalt haben, die Ueppigkeit und Fülle südlicher Formen mit der Anmuth des Nordens vereinend. Gesicht, Schultern und Gestalt zeigten den edelsten Schwung, eine klassische Regelmäßigkeit, nur etwas voller und reicher, als die strenge Antike sie verlangt. Das große blaue Auge aber und das lichtbraune Haar, das, einfach gescheitelt, in natürlicher Wellenform an ihrer weißen Stirn niederfloß, gaben der Regelmäßigkeit ihrer Züge einen mildernden und anmuthigen Ausdruck. Ihre Gestalt und der Schnitt ihres Gesichts waren junonisch, das sanfte Auge aber, der liebliche Mund und das ächte deutsche

Haar verliehen ihr etwas Sanftes und Mädchenhaftes. Die vollen Formen schienen zu reizen und zu verlocken; der tiefe sanfte Blick aber wies bedeutsam zurück und gebot Achtung und und zarte Rücksicht. Nichts war klein und schwächlich an ihr, Alles großartig und edel. Hätte sie ihren einfachen Anzug mit Helm und Schild vertauscht, so würde sie das Musterbild jener alten deutschen Heldenjungfrauen gewesen sein, wie sie uns das Nibelungenlied in Brunhilde und ihren Genossinnen schildert.

Aber unsere Zeit kennt andere Leiden, andere Qualen und Kämpfe, als die jener längst verschwundenen Jahrhunderte. Ein anderer Schmerz sprach aus diesen zusammengepreßten Lippen, ein anderes Weh aus dem feuchten Auge und aus den tiefen schweren Athemzügen der hohen Brust. Es war der zwanzigste Sommer, den sie sah, und schon hatte sie die erste, die schönere und blühendere Hälfte des Lebens für immer begraben — mehr noch, sie verachtete das, was vor ihr lag und hätte es ruhig von sich geworfen. Diese Entsagung, diese Verachtung des Irdischen war es, die ihren Zügen einen so eigenen Ausdruck verlieh

und die in so auffallendem Widerspruch stand mit ihrer Schönheit, die für das Glück des Lebens und der Liebe geschaffen schien.

Es dämmerte, und sie saß immer noch unbeweglich und regungslos, bis es an die Thür klopfte. Jetzt erst erhob sie sich, seufzte noch einmal tief und ging, um zu öffnen.

„Sie sind es, Herr Doctor!" sagte sie. „Ich hatte nicht erwartet, Sie zu sehen."

Der Eintretende war ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren, mit einem blassen interessanten Gesicht, das ein schöner schwarzer Bart und langes glänzendes Haar sorgfältig geordnet umschloß. Sein Anzug war einfach, aber trotzdem modern und gewählt.

„Es ist ein wenig spät, mein Fräulein," sagte er. „Aber ich wollte gern wissen, wie es meinem kleinen Patienten ginge. Sie wissen daß ich verreist war, ich bin erst heut Morgen zurückgekehrt, und einer meiner ersten Gänge ist zu Ihnen."

„Sie kommen zu spät, Herr Doctor," sagte das junge Mädchen. „Er ist todt!"

„Todt!" wiederholte der Arzt, wie es schien mit wirklicher Theilnahme. „Oh, oh! Es thut

mir leid, sehr leid, das zu hören. Wie lange denn?"

„Ich habe ihn heut begraben!" antwortete sie leise.

„Heut!" wiederholte der Arzt gedankenvoll und ernst. Dann sah er eine Zeit lang schweigend vor sich hin, und sein blasses, feines Gesicht von so zarter Farbe, daß man die bläulichen Adern durchschimmern zu sehen glaubte, zeigte den vereinigten Ausdruck aufrichtiger Theilnahme und angestrengten Nachdenkens.

„Hat der arme kleine Schelm viel zu leiden gehabt?" fragte er dann, als ob er fühle, daß sein langes Schweigen dem jungen Mädchen peinlich sein müsse.

„Nein, Herr Doctor! Er ist eingeschlummert."

„Hatten Sie einen andern Arzt?" fragte der Doctor weiter.

„Ja wohl, aber er sagte mir sogleich, es sei keine Rettung," antwortete das junge Mädchen. „Er meinte, es müsse ein Fehler im Innern sein, der sich schon ausgebildet, als ich das Kind noch unter meinem Herzen trug — die Einwirkung einer heftigen Gemüthsbewegung, die vielleicht mit körperlichen Schmerzen

und Anstrengungen verbunden gewesen. Ich glaube, er hatte das Rechte getroffen."

„Wohl möglich, wohl möglich!" sagte der Doctor, den Kopf beistimmend neigend, und mit einem Ton, der deutlich verrieth, daß seine Gedanken bei einem ganz andern Gegenstande verweilten. „Ich vermuthete selbst etwas Aehnliches."

Dann versank er wieder in sein schweigendes Ueberlegen.

„Es thut mir leid, recht leid!" sagte er endlich. „Sie stehen nun ganz allein?"

„Ganz allein, Herr Doctor."

„Und Sie haben keine Verwandte, keine Freunde hier?" fragte er weiter.

„Keine," erwiederte das Mädchen. „Ich habe in der letzten Zeit von der Arbeit meiner Hände, von Stickereien und Aehnlichem, gelebt. Dabei erwirbt man sich wohl Bekannte, aber keine Freunde."

„Und Sie haben die Absicht, in Berlin zu bleiben?" fragte der Doctor.

„Ich wüßte sonst nicht, wohin ich gehen sollte, mir ist jeder Ort gleichgiltig," antwortete das Mädchen. „Berlin eignet sich viel-

leicht noch am besten dazu, seinen Unterhalt zu erwerben."

„Ja, aber auch nicht mehr!" sagte der Doctor. „Sie gehen einer traurigen Zukunft entgegen."

„Nicht trauriger, als meine Vergangenheit," antwortete das Mädchen.

„O doch wohl nicht, will ich hoffen!" sagte der Arzt. „Sie beklagen den Verlust eines Kindes. Wie viele Mütter haben diesen Verlust mehr als einmal ertragen müssen."

„Nein, das beklage ich nicht," sagte das junge Mädchen ruhig. „Mein armer Knabe ist da am besten bewahrt, wohin ich ihn heut gelegt habe — in der tiefen Erde. Wäre er groß und seinem Vater ähnlich geworden, so wäre ihm doch das Leben eine Last gewesen. Es ist besser so. Ich sage es nicht um meinetwillen — denn mit dem Kinde ist das Letzte in's Grab gesunken, was mich noch an diese Erde fesselte — ich sage es um des Kindes willen."

„Und ein Fremder darf nicht wissen, was Sie in so früher Jugend so gleichgiltig gegen das Leben gemacht hat?" fragte der Arzt.

„Sie sind mir kein Fremder mehr, Herr Doctor,“ sagte das junge Mädchen. „Ich möchte Sie den einzigen Freund nennen, den ich in dieser großen Stadt besitze, wenn Sie eine solche Anmaßung von mir dulden wollen. Seit dem Tage, an dem ich forteilte, um einen Arzt zu suchen und Sie der Erste waren, den ich auf der Straße traf und nach dem nächsten Arzte fragte — seit jenem Tage, als Sie sogleich mit mir kamen, und meinem armen Knaben Ihre Hilfe schenkten, haben Sie sich mir so freundlich und so großmüthig gezeigt, daß ich zu Ihnen Vertrauen haben sollte, mehr als zu irgend einem Andern. Dennoch, Herr Doctor, bitte ich Sie, mir zu verzeihen, wenn ich Ihren Wunsch nicht befriedige. Sie sind ein junger Mann, und ich müßte in meiner Erzählung Manches berichten, was einem Mädchen schwer fällt zu sagen. Sie kennen das Leben, Sie würden mich nicht verdammen, wenn ich Ihnen aufrichtig Alles erzählte. Aber es würde mir schwer werden, und ich bin überzeugt, Sie wünschen nichts, was mir unangenehm sein könnte.“

„Gewiß nicht!“ rief der Doctor. „Aber

Sie erlauben mir vielleicht trotzdem, mich mit Ihrer Zukunft zu beschäftigen? Gestatten Sie mir, daß ich daran denke?“

„Meine Zukunft?“ sagte das junge Mädchen mit einem wehmüthigen Zucken der Lippen. „Es würde nicht allein Ihnen, es würde der ganzen Welt schwer werden, mir irgend etwas zu bieten, das die Zukunft aufhellen könnte, die vor meinen Blicken liegt.“

„Sagen Sie das nicht,“ rief der Doctor schnell. „Jeder Unglückliche denkt so; in den Stunden des Grames glaubt Jeder, daß ihm das Glück und das Leben nie wieder lächeln könne. Aber es ist mit den Krankheiten der Seele, wie mit denen des Körpers. Der Kranke glaubt, nie wieder genesen zu können und die Genesung geht gewöhnlich so langsam vor sich, daß er gesund ist, ehe er es ahnt und oft gesünder als vorher. Auch Sie werden einst wieder glücklich sein, glücklicher als früher. Jetzt glauben Sie es nicht, ich will auch nicht weiter darüber sprechen. Erlauben Sie mir nur, mich mit Ihrer Zukunft zu beschäftigen. Ich kenne einen Weg, auf dem Sie wieder glücklich werden können, ich müßte mich denn

vollständig in Ihnen und Ihrer ganzen Natur irren. Aber das glaube ich nicht."

„Ich weiß nicht, ob ich recht daran thue, Ihnen eine solche Last aufzuerlegen," sagte das Mädchen schwermüthig. „Aber wenn Sie es wünschen — weshalb soll ich Ihren Wunsch nicht erfüllen? Ich wiederhole Ihnen nur, daß mir das Leben und Alles, was es bieten kann, gleichgiltig ist. Sie belasten sich mit einer schweren Bürde — ich sage es Ihnen im Voraus."

„Nein, nein!" rief der Arzt. „Ich habe also Ihr Versprechen. Vor Allem handelt es sich darum, Sie diese Vergangenheit und auch die Gegenwart vergessen zu machen, Sie in einen Wirkungskreis zu führen, der Ihnen angemessen ist. Wollen Sie die Güte haben, morgen früh um zehn Uhr zu dem Grafen Wildenau zu gehen? Hier ist seine Adresse."

„Und was soll ich dort?" fragte das junge Mädchen.

„Sie werden es morgen schon erfahren," antwortete der Doctor. „Der Graf wird selbst mit Ihnen sprechen. Ich kenne ihn, er ist im Stande, Ihnen zu helfen, und ich bin über=

zeugt, er wird es thun. Schreiben Sie Ihren Namen auf ein Blatt Papier, siegeln Sie dasselbe in ein Couvert und überreichen Sie es dem Diener. Er wird es dem Grafen bringen und man wird Sie sogleich vorlassen. Dort hoffe ich auch, Sie zuweilen wiederzusehen. Wollen Sie meinen Wunsch erfüllen?"

„Ja wohl, Herr Doctor," antwortete die Trauernde.

„Hier ist die Adresse — morgen um zehn Uhr!" sagte der Arzt. „Versäumen Sie es nicht, Fräulein Anderberg, und erinnern Sie sich meiner, wenn dieser Besuch wichtig für Ihre Zukunft werden sollte."

Er erhob sich, um ihr Gute Nacht zu sagen, reichte ihr die Hand und ging. Mit einem Seufzer setzte sich das junge Mädchen wieder auf den alten Platz, nachdem sie den Arzt aus der Thür geleitet, und erst das eintönige Pfeifen des Wächters auf der Straße erinnerte sie daran, daß es spät sei, und im Dunkeln ging sie zu Bett. — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen um zehn Uhr trat der Graf von Wildenau in sein Arbeitszim-

mer, um dort den Besuch zu erwarten, den ihm der Doctor gemeldet hatte.

Der Graf war ein alter Mann, über sechszig Jahre alt, aber noch immer ein Herr von stattlicher Haltung und trotz seines weißen Haares mit feurig blitzenden Augen. Der vorherrschende Ausdruck seines Gesichts war derjenige des Ernstes und der Ueberlegung. Zuweilen aber zeigte sich auch etwas Sarkasmus und Ironie und dann wieder eine gewisse Gutmüthigkeit in seinen Zügen. Jedenfalls war er ein Mann, der die Welt und das Leben von Grund aus kannte. Er hatte lange Zeit hervorragende diplomatische Posten bekleidet, war Gesandter an einigen großen Höfen und einige Jahre lang sogar Minister gewesen. Jetzt hatte er jede offizielle Stellung aufgegeben, ohne sich jedoch deshalb ganz von der Politik zurückzuziehen. Er war Mitglied des Herrenhauses, und man behauptete, daß er nicht nur noch immer mit den tonangebenden Personen der Politik in Verbindung stehe, sondern sogar einen der ersten Plätze unter ihnen einnehme. Im Ganzen führte er jedoch auf seinen Gütern und in seinem Palais unter den Linden, in der

Nähe der Wilhelmsstraße, ein ziemlich eingezogenes Leben und machte kein Haus. Er war nicht verheirathet und hatte auch keine Kinder. Mit ihm erlosch, so viel man wußte, die Hauptlinie des Geschlechtes der Grafen Wildenau.

Der Graf klingelte sogleich, nachdem er eingetreten, und ein alter Diener erschien — eines jener jetzt so selten gewordenen Wesen, die noch die ganze Steifheit und Treue der Diener längst vergangener Zeiten in sich bewahrt haben.

„Johann," sagte der Graf, als der Diener mit seiner schon von der Natur gebeugten Haltung bei der Thür stehen blieb. „Johann, es ist zehn Uhr."

„Weniger vier Minuten, Excellenz," ergänzte der Diener.

„So geh hinab," fuhr der Graf fort. „Es wird ein junges Mädchen kommen, wahrscheinlich in Schwarz gekleidet, die nach mir fragen und einen versiegelten Zettel abgeben wird. Führe sie zu mir, aber wo möglich ohne daß die Leute unten und namentlich die Weiber sie sehen."

„Wie Excellenz befehlen," antwortete Johann, und nachdem er noch einen Blick auf den

Grafen geworfen, um zu sehen, ob derselbe seinem Auftrag etwas hinzufügen wolle, verließ er das Zimmer.

Nach wenigen Minuten, mit dem Glockenschlag zehn, öffnete er wieder die Thür und ließ ein junges Mädchen eintreten — dasselbe, von dem der Graf gesprochen. Geräuschlos schloß er hinter ihr die Thür, und das Mädchen blieb bei derselben stehen.

Sie hatte ihren Anzug nicht verändert, nur daß sie einen schwarzen Ueberwurf und einen einfachen Strohhut trug. Der Gang, vielleicht auch die Unruhe hatte ihr Gesicht ein wenig geröthet und ihre seltene Schönheit trat noch mehr hervor. Nicht oft mochte eine so edle und doch so überwältigende Fülle der Formen mit so viel Sanftheit und Anmuth vereint gewesen sein.

Der schnelle Blick des Grafen bemerkte dies sogleich. Er erhob sich aus dem Sessel bei seinem Schreibtisch und trat einige Schritte auf sie zu.

„Sie sind Fräulein Lisbeth Anderberg,“ sagte er, „dieselbe Dame, von der mir der Doctor Breitenfeld erzählt hat?“

„Ich bin es, Herr Graf," antwortete Lisbeth leise und befangen, denn die Miene des Grafen war ernst und beobachtend, wenn auch nicht streng oder zurückweisend.

„Setzen Sie sich, Fräulein," sagte der Graf. „Ich wünschte einige Worte mit Ihnen zu sprechen. Doctor Breitenfeld hat Ihnen davon gesagt?"

„Nichts weiter, als daß ich zu Ihnen gehen sollte," antwortete Lisbeth.

Der Graf wiederholte seinen Wunsch, daß Lisbeth sich setzen möge, und sie nahm einen Stuhl.

„Wenn es Ihnen hier zu warm ist, mein Fräulein," sagte der Graf, „und es scheint fast so — so legen Sie gefälligst Mantel und Hut ab. Sie werden dann weniger genirt sein und mich ruhiger anhören können. Doch wie Sie wünschen."

Lisbeth mochte daran gewöhnt sein, die Bitten so vornehmer Leute für Befehle zu halten, denn sie löste das Band ihres Hutes und nahm ihn nebst ihrem Mantel auf den Schooß. Der Graf beobachtete sie dabei nur flüchtig, aber für sein geübtes Auge genügten auch die

schnellsten Blicke. Er sah eine vollendete Schönheit vor sich.

„Mein Fräulein,“ sagte er, „lassen Sie mich sogleich unumwunden zu Ihnen sprechen. Sie sind jung, arm, unglücklich, wie mir der Doctor Breitenfeld sagte — sogar verzweifelnd. Ich bin alt, reich, unabhängig und einflußreich. Ich kann für die bedeutendsten Personen dieses Staates Manches von Wichtigkeit thun, wie viel mehr für ein junges Mädchen. Doctor Breitenfeld, der mich kennt und dem Sie Interesse eingeflößt zu haben scheinen, hat mir von Ihnen erzählt und ich hatte schon vorher den Entschluß gefaßt, mich Ihrer anzunehmen. Ihre äußere Erscheinung und Ihr Wesen bestärken mich in meinem Vorsatz. Vorausgesetzt also, daß Sie meinen Antrag annehmen wollen, biete ich Ihnen eine Existenz, wie sie kein Mädchen aus Ihrem Stande, und selbst aus höherm, angenehmer wünschen könnte.“

„Ich danke Ihnen, Herr Graf,“ antwortete Lisbeth, die aufmerksam und mit einer gewissen Befangenheit zugehört hatte. „Aber was wollen der Herr Graf für mich thun?“

Sie werden es sogleich erfahren," sagte dieser, „und seien Sie im Voraus überzeugt, daß meinem Anerbieten nichts zu Grunde liegt, was Sie im Geringsten beunruhigen könnte. Nur müßte ich Sie vorher bitten, mir aufrichtig einige Fragen zu beantworten. Bedenken Sie dabei, daß ich ein alter Mann bin und daß Alles, was wir mit einander sprechen, unser gegenseitiges Geheimniß bleiben wird. Sie sind Mutter eines Knaben gewesen, und das arme Kind ist leider gestorben. Wollen Sie mir den Vater dieses Kindes nennen?"

„Es ist der Graf Werner von Hasselstein," antwortete Lisbeth.

„Von den Hasselsteins im Harz, vermuthe ich," sagte der Graf.

„Ja wohl," erwiederte das junge Mädchen. „Mein Vater ist der Schloßwächter von Hasselstein."

„Und Graf Werner hat Sie verführt und überredet, wie das so bei jungen vornehmen Leuten und armen Mädchen der Fall zu sein pflegt?" fragte Graf Wildenau weiter.

„Nein, Herr Graf," antwortete Lisbeth ruhig und offen. „Ich bekenne, daß ich dem

Grafen Werner vielleicht mehr entgegengekommen bin, als ich durfte. Ich liebte ihn schon als Kind. Ich verehrte und vergötterte ihn. Ich war unendlich glücklich, als sein Blick sich auf mich wandte und als er mich zum ersten Male in seine Arme schloß. Es ist mir nie in den Sinn gekommen, ihm Widerstand entgegen zu setzen, denn seine Liebe machte mich glücklich."

„Seine Liebe — Sie glauben, daß der Graf Sie geliebt hat?" fragte Wildenau.

„Nein, und das ist das Unglück meines Lebens, meine Thorheit und mein Verderben," antwortete Lisbeth mit schwerer Stimme. „Ich hielt es für möglich, daß der Graf mich lieben und mir wenigstens auf längere Zeit treu sein könne. Als er mich aber nach kurzer Zeit verließ, als ich sah, daß ich nichts für ihn gewesen, als ein flüchtiges Spielzeug, eine vorübergehende Laune, da begriff ich mein ganzes Elend und meinen ganzen Verlust. Ich hatte ihm Alles geopfert, und ich würde es mit Freuden gethan haben für ein einziges Jahr des Glückes und für den Wahn, daß er mich liebe. Aber er verließ mich kalt und ruhig.

Wie hätte es auch anders sein können? Wie konnte ein Mädchen meiner Art dem Grafen Werner auch nur einen Tag genügen!"

„Und Sie hassen den Urheber Ihres Elends?" fragte Graf Wildenau.

„Ich ihn hassen?" rief Lisbeth und ihre Augen leuchteten. „Nein, nimmermehr! Ich sagte Ihnen ja, Herr Graf, daß er mich nicht verführte. Wenn Jemand schuldig ist gegen mich, so bin ich es selbst. Ich hätte ihm ja widerstehen können, denn ich bin überzeugt, daß er keine Woche damit verschwendet haben würde, sich vergebens um meine Gunst zu bewerben. Und ich möchte das Weib kennen, das ihm zu widerstehen wüßte! Nein, ich liebe ihn noch immer. Ich würde ihm heut' freilich nicht mehr erlauben, daß er auch nur den kleinen Finger meiner Hand berührte, denn ich habe eingesehen, daß es ein Verbrechen ist, dem Manne anzugehören, von dem wir nicht überzeugt sind, daß er uns liebt. Aber wenn er mich wirklich liebte, wenn er mich auch nur in die süße Täuschung wiegen könnte, daß ich ihm nicht ganz gleichgiltig sei, so würde ich das glücklichste Weib der Erde sein. Nein,

nicht er hat mich elend gemacht, ich selbst bin es gewesen. Ich hätte wissen sollen, daß mich ein Mann, wie Graf Werner, niemals lieben könne. Aber wie sollte ich es damals wissen? Er hat mich getäuscht, wie er sie Alle täuscht. Und doch glaube ich, ist Keine, die nicht glücklich darüber sein würde, ihm noch einmal glauben und vertrauen zu können."

„Nun, es muß ein seltsamer Mann sein, von dem ein Mädchen so spricht!" sagte der Graf.

„Wenn Sie ihn sehen, werden Sie nicht mehr darüber erstaunen," erwiederte Lisbeth. „Er ist so verschieden von allen Anderen, er übertrifft sie alle so sehr, daß sich Keiner mit ihm vergleichen läßt."

„Gut, ich werde ihn sehen," sagte Graf Wildenau. „Also in Zukunft glauben Sie vor seiner Liebe gesichert zu sein?"

„Vor seiner Liebe nicht, Herr Graf," antwortete Lisbeth schnell. „Aber er wird mich nie lieben, und ich, wie ich Ihnen sagte, ich würde eher sterben, als ihm freiwillig wieder meine Lippen auch nur für den flüchtigsten Kuß darbieten."

Es trat eine kleine Pause ein. Der Graf schien zu überlegen.

„Und er war die Ursache, weshalb Sie Ihren Vater verließen?“ fragte er dann.

„Gewissermaßen ja,“ antwortete das junge Mädchen. „Mein Vater konnte den Gedanken nicht ertragen, daß seine Tochter die Mutter eines Kindes sein solle, ohne Gattin zu heißen. Er hatte Recht. Er hätte nicht nöthig gehabt, mir zu drohen und mich zu verstoßen. Ich wäre allein gegangen und ich werde nie zu ihm zurückkehren, es müßte denn sein, daß er mich selbst zu sich riefe oder daß ich es für meine Pflicht hielte, seinen Zorn zu überwinden.“

„Auf diese Weise stehen Sie allein und unabhängig in der Welt?“ fragte Wildenau. „Sie sind weder abhängig von Ihrer früheren Liebe, noch von Ihrem Vater?“

„Von Niemand, Herr Graf,“ antwortete Lisbeth.

„Und wissen Sie, daß Graf Werner aufgehört hat, Graf und Sohn seines Vaters zu sein?“ fragte Wildenau. „Der Vater hat ihn verstoßen und enterbt. Weshalb weiß ich nicht.

Ich kenne nur die Thatsache. Man hat es mir neulich zufällig erzählt."

„Das thut mir leid," sagte Lisbeth ernst und gedankenvoll. „Ich wüßte keine Erklärung dafür. Graf Werner war ja der einzige Sohn und Erbe. Freilich, der alte Graf Hasselstein ist ein seltsamer Mann, der mit den anderen Menschen nie in Friede und Freundschaft gelebt hat. Doch zweifle ich nicht daran, daß sich Graf Werner seinen Weg allein in der Welt bahnen wird. Und vielleicht ist das gut für ihn. Seine Natur ist unruhig und lebhaft. Schranken sind ihm zuwider."

„Für ein so junges Mädchen urtheilen Sie nicht übel," sagte Graf Wildenau in einem Tone, der ebenso wohl ironisch als beifällig sein konnte. „Doch lassen Sie uns nun, nachdem Sie meine Fragen beantwortet haben, zu dem Hauptgegenstande unserer Unterredung zurückkehren. Ich werde Ihnen ein Anerbieten machen und eine einfach ablehnende oder annehmende Erklärung Ihrerseits wird mir genügen."

Er sah Lisbeth fragend an, und diese ver=

neigte sich, zum Zeichen, daß sie bereit sei, ihn zu hören.

„Ich wünsche, daß Sie in ein eigenthümliches Verhältniß zu mir treten," fuhr der Graf fort. „Wie die Welt darüber urtheilen mag, was die Leute sagen, kann Ihnen gleichgiltig sein, wenn ich selbst nichts darin finde. Ich wünsche, eine junge Dame in meiner Nähe zu haben, die stets bereit ist, mich zu begleiten, überall wohin ich will, und von der Niemand genau weiß, in welchem Verhältnisse sie zu mir steht, ob sie meine Tochter, meine Gattin, meine Geliebte ist. Wenn Sie in dieses Verhältniß zu mir treten wollen, so müssen Sie in meinem Hause wohnen und stets in meiner Nähe sein. Dennoch soll Ihnen so viel Freiheit bleiben, als Sie nur wünschen, und es werden Wochen und Monate vergehen, in denen ich Ihnen die freieste Verfügung über Ihre Zeit und Person lasse. Was ich hauptsächlich von Ihnen verlange ist, daß Sie sich öffentlich mit mir zeigen, wenn ich es wünsche, und daß nie ein Wort über Ihr Verhältniß zu mir über Ihre Lippen kommt, sei es gegen wen es wolle. Das Letztere ist die Hauptbedingung. Verletzen Sie die-

selbe, so sind wir für immer getrennt. Andererseits sichere ich Ihnen nicht nur eine vortreffliche Stellung in jeder Hinsicht zu, sondern garantire Ihnen, falls Sie fünf Jahre in diesem Verhältniß zu mir bleiben und meine Wünsche erfüllen, ein Vermögen von fünfzigtausend Thalern. Ebenso gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich nichts von Ihnen verlangen werde, was Ihr Herz je beleidigen könnte; ich werde Sie betrachten und behandeln wie eine Verwandte, wie eine Tochter oder Gattin, sowohl vor den Augen der Welt, als in meinem eigenen Hause. Mehr noch, ich gestatte Ihnen, sich Liebhaber oder Freunde zu wählen, falls Sie es wünschen, jedoch unter der Bedingung, daß ich sie vorher kenne, mein Urtheil über dieselben abgeben und mich entweder für oder gegen dieselben entscheiden kann. Denn Ihr Ruf darf in keiner Weise kompromittirt werden. Aus welchen Gründen ich all diese Bedingungen stelle, kann Ihnen gleichgiltig sein. Mein gräfliches Wort genügt Ihnen, daß ich halten werde, was ich versprochen: Sie werden nie etwas von mir hören, was Sie beleidigen könnte, ich werde Ihnen, wenige Stunden

ausgenommen, volle Freiheit lassen — mein Vermögen und meine Dienerschaft soll zu Ihrer Disposition stehen, und nach fünf Jahren gewähre ich Ihnen, außer Ihrer vollen Freiheit und Unabhängigkeit, fünfzigtausend Thaler. Auch ist es möglich, daß ich Ihnen, wenn ich Sie genau kenne, die Gründe mittheile, die mich bestimmen, ein solches Verhältniß mit Ihnen einzugehen, und die äußerst einfach sind. Willigen Sie ein?"

Lisbeth hatte mit sichtbarem Erstaunen zugehört.

„Ich begreife nichts von Allem, was Sie mir sagen, Herr Graf!" rief sie.

„Und es ist doch so einfach," antwortete dieser. „Also Ja oder Nein?"

„Und ich soll wirklich nichts thun, als Sie zuweilen begleiten?" rief Lisbeth.

„Nichts, als was ich Ihnen gesagt habe," antwortete Wildenau.

„Ich soll in der größten Ruhe und Zurückgezogenheit leben?" fragte das junge Mädchen.

„Gewiß, wenige Stunden ausgenommen, in denen ich Sie in's Theater, an öffentliche

Vergnügungsorte, vielleicht auch in Gesellschaften führe," antwortete der Graf.

„Dann wäre ich eine Thörin, wenn ich Ihr Anerbieten nicht annähme!" rief Lisbeth.

„Das glaube ich selbst," sagte Wildenau lächelnd.

„Aber — verzeihen Sie, Herr Graf! — Sie werden nie etwas von mir verlangen, was der Liebe ähnlich wäre?" rief Lisbeth zögernd.

„Nie, es müßte denn sein, Sie selbst kämen mir entgegen," antwortete der Graf mit einer Verbeugung

„So willige ich ein!" sagte das junge Mädchen entschlossen.

„Gut, mein Fräulein!" erwiederte der Graf. „Lesen Sie diesen kurzen Kontrakt und unterzeichnen Sie ihn!"

Er gab ihr einen großen und gestempelten Bogen Papier, auf dem von des Grafen eigner Hand Einiges geschrieben war. Ein anderer Bogen, dem ersten ganz gleich, lag in demselben. Lisbeth las:

„Der Graf Ernst von Wildenau auf Wildenau u. s. w. u. s. w. und

Fräulein Lisbeth Anderberg, einzige Tochter des Schloßwächters Georg Anderberg auf Schloß Hasselstein,

schließen hierdurch folgendes Uebereinkommen:

Fräulein Anderberg verpflichtet sich auf fünf Jahre, stets den Aufenthalt des Grafen Wildenau zu theilen, mag er ihn wählen, wo er wolle, und ihn stets zu begleiten, wohin er wünscht. Sie verpflichtet sich ferner, mit Niemand Umgang zu haben, sei es wer es wolle, den sie nicht vorher dem Grafen als eine Person, zu der sie in irgend welche Beziehungen treten wolle, kenntlich gemacht, auch mit Niemand darüber zu sprechen, in welchem Verhältnisse sie zu dem Grafen steht.

Graf Wildenau verpflichtet sich dagegen, Fräulein Anderberg fünf Jahre lang zu halten und zu behandeln, wie eine standesgemäße Verwandte, ihr eine entsprechende Wohnung, Bedienung und Kleidung zu gewähren und ein monatliches Nadelgeld von hundert Thalern zu zahlen. Genügt Fräulein Anderberg den oben aufgestellten Bedingungen, so zahlt Graf Wildenau ihr nach Ablauf der fünf

Jahre, vom heutigen Datum ab, fünfzigtausend Thaler in Baar oder Werthpapieren; genügt Fräulein Anderberg den Bedingungen nicht, so verläßt sie das Haus des Grafen, wie sie es betreten, ohne Anspruch auf irgend eine Entschädigung oder auf den Besitz dessen, was sie bis dahin von dem Grafen erhalten.

Berlin, den 16. Mai 1855.

Ernst, Graf von Wildenau."

„Sie sehen, mein Fräulein," fügte der Graf hinzu, als Lisbeth das Blatt, nachdem sie es gelesen, noch in der Hand hielt — „Sie sehen, daß bei diesem Abkommen der Vortheil auf Ihrer Seite ist und daß ich nur Sie selbst sichern will. Für den Fall, daß ich inzwischen sterbe, ist meinem Testament ein Kodizill hinzugefügt, Ihnen, falls Sie die Bedingungen des Abkommens erfüllt haben und sich noch bei mir befinden, die fünfzigtausend Thaler sogleich auszuzahlen. Vor Gericht würde der schriftliche Kontrakt nicht unbedingt giltig sein. Aber Sie haben mein gräfliches Wort für die Erfüllung desselben und in meinen Papieren werden die Testamentsvollstrecker speziell auf-

gefordert werden, Ihre Ansprüche zu respektiren. Unterzeichnen Sie also. Den einen Kontrakt behalten Sie selbst; ich nehme den andern."

„So thue ich es, Herr Graf, im Vertrauen auf Ihr Wort als Graf und Ehrenmann!" sagte Lisbeth mit fester Stimme, indem sie die Feder nahm und unterzeichnete.

„Ich danke Ihnen, Lisbeth," erwiederte Wildenau. „Wenn es Ihnen recht ist und Sie keine besonderen Gründe dagegen haben, so bitte ich Sie, sogleich bei mir zu bleiben. Ich werde das, was sich von Ihrem Eigenthum in Ihrer bisherigen Wohnung befindet, von dort abholen lassen. Denn vergessen Sie nicht, daß ich wünsche, unser Verhältniß möge ein Geheimniß bleiben und nur denjenigen von meinen Leuten bekannt werden, die es kennen sollen."

„Mich ruft nichts nach meiner Wohnung," sagte Lisbeth mit einem Seufzer. „Nur was meinem kleinen Knaben gehört, möchte ich mit mir nehmen."

„Dann wird es das Beste sein, wenn Sie heut Abend auf eine Stunde nach Ihrer Wohnung zurückkehren und dasjenige holen, was

Sie zu besitzen wünschen," sagte Wildenau. „Kommen Sie, Lisbeth. Ich will Ihnen meine Wohnung und Ihre Zimmer zeigen."

Er gab ihr den Arm, und Lisbeth nahm ihn wie im Traume. Sie begriff nichts von Allem. Aber sie warf sich hinein in ihre neue Lage, wie ein Schiffbrüchiger in den Ocean. Sie hatte nichts zu verlieren. Alles, was sie wünschte, war Ruhe und Abgeschiedenheit von der Welt. Und diese sollte sie hier finden — so hoffte sie wenigstens!

Hortense.

Die letzte Vorstellung in dem „Cirque Bottelini" zu Hamburg neigte sich ihrem Ende zu. Aber die Plätze, anstatt leer zu werden, wie es sonst bei dem nahenden Ende solcher Schauspiele der Fall zu sein pflegt, füllten sich mehr und mehr, namentlich die Plätze im ersten Rang und in den Logen. Die feine Welt von Hamburg schien sich das Wort gegeben zu haben, erst um neun Uhr zu erscheinen. Es war ein Kommen und Drängen, ein Rauschen und Summen, als ob die Vorstellung erst im Beginne sei.

Der Grund war einfach genug. Die Berühmtheit des Circus, die Persönlichkeit, von

der selbst in den Kreisen der steifen und hochmüthigen Hamburger Geld-Aristokratie viel gesprochen und gefabelt wurde, sollte erst jetzt auftreten. Der Zettel verkündete als Schluß-Vorstellung: „Kampf zwischen einem französischen Spahi und einem Beduinen, geritten von Signor Cesare und einem Dilettanten.“ Aber schon die großen Lettern, mit denen das letzte Wort gedruckt worden, verkündeten, daß es mit diesem „Dilettanten“, diesem Liebhaber der Kunst, eine eigene Bewandtniß habe. Er war es, von dem Alles sprach, und der nur an den letzten drei Abenden auftrat. Wer er sei, darüber gab es so viel Meinungen als Personen. Nur in einem Punkte waren Alle einig, die ihn an den ersten beiden Abenden gesehen: daß er einer der besten, wenn nicht der beste Reiter Europa's sei.

Selbst die Clowns bemühten sich, das Publikum vorzubereiten.

„Mack Sie jetzt, daß Sie fortkomme!“ rief der Eine dem Andern zu, nachdem sie eine Zeit lang ihre Späße getrieben, denen die Gallerie lärmenden Beifall zujauchzte.

„Warum, warum, Monsieur Quirlifitz?“

antwortete der Andere. „Ick mir gefall' sehr kut hier. Publikum sehr kut hier — applaudir' immer, wenn ick' sag' ein Wort."

„Mack Sie, mack Sie!" rief der Andere. „Es kommen der große Beduin', der große Unbekannt', was da ist der erste Reiter von die Europa."

„Die Europa? Is sick kut Pferd, ruhig Pferd?" fragte der Andere, sich mit komischem Trotze in die Mitte des Cirkus stellend. „Zeig' Sie mir der groß Beduin', Monsieur Quirlifitz — ick mick kümmern den diable um die Beduin'!"

Aber mit einem gellenden Schrei und einem grotesk-komischen Sprunge verschwand er aus der Mitte des Cirkus und hüpfte auf die Barriere, denn in demselben Augenblick sprengte etwas wie ein Blitz mitten hinein in die Manege, ein Beduine im schneeweißen Burnus, den schimmernden Yatagan in der Hand, die lange Flinte auf dem Rücken.

Der Beifall donnerte durch das Haus, aber der Beduine kümmerte sich nicht darum. Er schien wirklich auf der Flucht oder im Kampfe zu sein. Keinen Blick schenkte er den Zu-

schauern, seine ganze Aufmerksamkeit war bei dem Pferde und seinem Verfolger, dem französischen Spahi, der ihn zu erreichen suchte. Ein Kampf zwischen Beiden entspann sich, der selbst bei denjenigen Interesse erregen mußte, die sich sonst wenig um die Schauspiele des Circus kümmern, denn er wurde mit einer Wahrheit, mit einer Leidenschaft geführt, die unwillkürlich hinriß und fesselte. Was die Reitkunst nur an Verwegenheit und Geschicklichkeit kennt — der Beduine führte es aus. Bald fliehend, bald angreifend, riß er sein Roß bald zurück, daß es sich bäumend zu überschlagen und seinen Reiter zu zermalmen drohte, bald trieb er es mit Pfeilgeschwindigkeit vorwärts, so daß es schien, als wolle er die Logen stürmen, und die entsetzten Zuschauer aufschreiend zurückwichen. Dann wieder, wenn der Degen des Spahi's über ihm schwebte, verschwand er von seinem Pferde und erreichte es im nächsten Augenblick wieder, mit einem Sprunge fest im Sattel sitzend. Und dabei flatterte der weiße Burnus mit dem Schleier um ihn herum, wie eine schützende Wolke. Es schien unglaublich, wie ein Mensch in einem

so hindernden Gewande eine so unglaubliche Kraft und Geschicklichkeit entwickeln könne, und dennoch folgte jedem vorhergegangenen Wunder ein neues und größeres. Die Zuschauer starrten mit athemloser Theilnahme auf die beiden Kämpfer, bis endlich der Beduine den Spahi zu durchbohren schien, und über ihn und sein Pferd fortsetzend, mit einem einzigen Sprunge aus der Reitbahn verschwand.

Vergebens rief endloser Jubel und Beifall den „Dilettanten“ zurück, vergebens tobte die Menge, um ihn noch einmal zu sehen. Graf Werner — denn wer anders konnte dieser Dilettant sein? — zeigte sich nie auf solche Weise dem Publikum. Auch sein Gesicht hatte Niemand gesehen. Wer hätte es unter dem wehenden Schleier und bei den blitzschnellen Bewegungen von Roß und Reiter zu erkennen vermocht? Vergebens zerschlug das erbitterte Publikum Bänke und Stühle. Es war dem Direktor Bottelini ziemlich gleichgiltig. Die Vorstellungen waren beendet, der Circus mußte ohnehin abgebrochen werden. Graf Werner erschien nicht.

Aber vergebens hatten sich auch manche

Liebhaber der Kunst, fashionable junge Kaufleute, fremde und namentlich dänische Offiziere, die Zutritt zu den Mysterien der Garderobe gefunden, in die Nähe des Ausgangs gedrängt, um dort den verwegenen Reiter zu sehen. Graf Werner zeigte sich auch ihnen nicht. Er sprengte bis in den Stall, warf dort Burnus, Yatagan und Flinte von sich, während sein Diener herbeieilte und das Pferd nahm, und stand nun in seinem gewöhnlichen einfachen Anzug da. Die Veränderung war so blitzschnell, daß auch der schnellste Späher, der ihm vielleicht gefolgt, nicht wissen konnte, ob der Graf oder ein Anderer der Beduine gewesen, um so mehr, da keine Aufregung, kein beschleunigter Athemzug andeutete, daß Werner so eben eine der gewaltigsten Kraftanstrengungen ausgeführt. Verrathen durfte ihn auch Niemand von der Truppe. Es war ein strenges Abkommen, daß Niemand läugnen oder zugestehen durfte, Graf Werner sei der Dilettant. „Es ist möglich — aber auch nicht" — war Alles, was die Mitglieder auf die Fragen der Neugierigen antworten durften. Man nahm freilich allgemein an,

Graf Werner sei der kühne Reiter. Aber mit Bestimmtheit konnte kein Fremder es behaupten.

Als Werner den modernen Seidenhut genommen und den Stall verlassen wollte, bemerkte er eine zarte Gestalt neben sich und eine Hand legte sich auf seinen Arm.

„Ah, Du bist es, Gustav!“ sagte er. „Beinahe hätte ich Dich vergessen!“

„Gott sei Dank!“ flüsterte Lodoiska — der Gesellschaft unter dem Namen Gustav Dorinsky bekannt.

„Weshalb der Seufzer?“ fragte Werner lächelnd.

„Daß Du es überstanden!“ antwortete die Polin. „Werner, wenn Du eine Ahnung hättest von den Qualen, die ich erdulde, wenn ich sehe, wie Du Dein Leben wagst“ —

„Mein Leben? Thorheit! Es ist nicht die geringste Gefahr dabei,“ antwortete Werner leicht hin. „Cesare ist in weit größerer Angst. Denn zuweilen vergesse ich das Spiel und bin so ernst bei der Sache, daß er Mühe hat, mir auszuweichen. Uebrigens habe ich Dir gesagt, mein Herz, Du solltest nicht zusehen, Du solltest hier bleiben, während ich draußen reite.“

„Das kann ich nicht, um keinen Preis der Welt,“ rief Lodoiska. „Ich muß Dich sehen, ich würde noch weit mehr dulden, wenn ich Dir fern wäre. Ich würde jeden Augenblick fürchten, sie brächten Dich getragen — blutend, todt!“

„Du kleiner Narr! Du warst doch früher nicht so ängstlich — damals, als wir uns kennen lernten,“ sagte Werner.

„Damals betrachtete ich es als ein schönes, glänzendes Spiel,“ antwortete Lodoiska mit einem tiefen Seufzer. „Aber jetzt, da ich weiß, wie viele Gefahren mit diesem Spiele verbunden sind, wie es sich jedes Mal um Tod und Leben handelt — seitdem schnürt sich mir das Herz zusammen, wenn ich Dich hineinreiten sehe in diesen gefährlichen Kreis“ —

„Nun still, Du Schelm,“ rief Werner, „Du könntest Einem wirklich angst machen! Sag' mir doch, um von etwas Anderem zu sprechen — was flüsterte Adelaide Dir zu, während ich ritt?“

„Um Himmelswillen, Du hast es gesehen?“ rief Lodoiska erschreckt. „Es waren nur wenige Worte und wir standen im Finstern. Wie

konntest Du es bemerken? Es ist unmöglich — ein Anderer muß es Dir gesagt haben, Werner!"

„Wer denn wohl?" fragte der Graf lächelnd. „Niemand hat mit mir gesprochen. O nein, bei diesem tollen Ritt bleibt mir noch Zeit genug zu beobachten Ich sah, wie Adelaide auf Dich zutrat und Du bleicher wurdest, als Du ohnehin schon bist, mein kleines Püppchen. Was sagte sie Dir? Irgend eine alberne, eifersüchtige Redensart?"

„Nein, sie drohte mir, sie werde meinen Vater benachrichtigen, wo ich sei," sagte Lodoiska. „Ich glaube, Du hast nicht Recht daran gethan, diesen Leuten zu verrathen, wer ich bin."

„Sie hätten es ohnehin erfahren," antwortete Werner ruhig. „Um Adelaide ängstige Dich nicht. Sie kennt die Gesetze der Gesellschaft, sie weiß, daß sie geächtet ist, daß sie nirgend eine Zuflucht findet, wenn sie ein Geheimniß verräth. Wir haben unsere Regeln und Ordensgesetze, wie die Zigeuner, und wir sind auch Zigeuner. Wehe dem, der diese Gesetze bricht. Adelaide würde von Allen verfolgt werden, wenn sie plauderte. Nichts würde

sie schützen. Wir sind einflußreicher und mächtiger, als man glaubt. Unsere Frauen beherrschen die Männer, und unsere Männer die Frauen, und so regieren wir die Welt — so weit wir Lust haben, sie zu regieren!"

„Gehörst denn Du zur Gesellschaft, bist Du an sie gebunden?" fragte Lodoiska leise.

„Das ist eine Gewissensfrage, mein Kind! Ein ander Mal mehr davon!" sagte Werner, ihre Hand in seinen Arm legend. „Komm, wir wollen nach Wilkens Keller. Einige reiche Kaufleute geben dort dem Director ein Souper und Bottelini hat mich gebeten, von der Partie zu sein und Dich mitzubringen — natürlich, wenn Du einwilligst!"

„Ich möchte kaum, es ist mir zuwider —" seufzte Lodoiska. „Und doch —"

„Nun was denn?" fragte Werner.

„Sind andre Frauen dabei?" sagte das junge Mädchen schüchtern.

„Ich weiß nicht, ah, Du bist eifersüchtig!" rief Werner. „Welche Thorheit! Was kann Dir nur daran gelegen sein, wenn ich mich eine Stunde lang um eine Andere bekümmere?"

„Es zerreißt mir das Herz!“ rief Lodoiska mit dem Ausdruck der tiefsten Klage.

„Aber Du hast mich ja immer, Du Närrchen!“ sagte Werner.

„Immer? Kaum daß ich Dich des Morgens einen Augenblick sehe,“ sagte Lodoiska traurig. „Den Tag über bist Du in der Manege oder bei Freunden. Ich könnte mit Dir gehen — ja, ich weiß es wohl. Aber ich mag nicht. Ich bin krank — ich weiß nicht, was ich will. Wenn ich Dich nicht allein haben kann, sitze ich am liebsten in meinem Zimmer und weine.“

„Könnte man nicht rasend werden über solche Thorheit!“ rief Werner in einem Tone, der gemäßigter war als seine Worte. „So oll ich Dich also nach Hause begleiten?“

„Ja — oder nein — oder sage, wie Du es willst!“ rief Lodoiska. „Bleibst Du lange aus?“

„Wer kann es wissen? Besser wär's, Du schliefest,“ erwiederte Werner langsam. „Aber es scheint, als suchte mich dieser Diener! Zu wem willst Du, Patron?“

„Zu dem Herrn, der den Beduinen geritt-

ten," sagte der Diener. „Ich habe einen Brief für ihn."

„Gut, gieb her! Ich kenne den Beduinen und werde den Brief abgeben. Von wem?"

„Das weiß ich nicht," sagte der Diener, überreichte ihm den Brief und ging.

Werner trat an eine der Laternen, die den Gang zwischen den Ställen und dem Cirkus erleuchteten, und besah das Billet. Es enthielt in französischer Sprache die flüchtige mit Bleistift geschriebene Adresse: An den Herrn, der den Beduinen geritten. Auf der innern Seite des unversiegelten Zettels standen die Worte: „Wenn ich nicht irre, werden Sie in Paris den Boulevard des Italiens kennen und eine Dame, die an gewissen Abenden eine Cerise-Schleife trug. Ist das der Fall, so steigen Sie in den Wagen, der in der Nähe des Cirkus halten wird und dessen Kutscher eine gelbe Livree trägt. Hortense."

Werner zerknitterte das Billet und steckte es in die Tasche.

„Eine Einladung von einem jungen Herrn, — der meine Bekanntschaft zu machen wünscht, wie gewöhnlich!" sagte er lachend. „Also Du

willst mich nicht zu Wilkens begleiten? Das ist vernünftig. Ich werde nicht lange bleiben. Alfred kann Dich nach Hause führen."

„Aber — ich weiß noch nicht — und warum gerade Alfred?" stammelte Lodoiska.

„Und warum Alfred nicht?" fragte Werner.

„Weil er mir der Unangenehmste ist, weil er mich immer mit so eigenthümlichen Blicken betrachtet," antwortete die Polin. „Wenn ich gehen soll, so gehe ich lieber allein."

„Nun, wie Du willst, mein Herz," sagte Werner. „Aber verzeihe mir, ich muß jetzt eilen. Adieu, mein Mädchen. Um ein Uhr spätestens denke ich zurück zu sein und ich hoffe Dich schlafend zu finden. Adieu, Adieu!"

Er küßte sie flüchtig und drängte sie dann sanft von sich. Lodoiska verließ langsam den Cirkus.

Werner wechselte einige Worte mit Signor Bottelini und entschuldigte sich, daß er entweder gar nicht oder erst spät nach Wilkens Keller kommen könne. Dann eilte er aus dem Gebäude und ging forschend und suchend durch die Reihe von Equipagen und Miethswagen, die vor demselben hielten. Die Unruhe, der

Lärm und das Gedränge waren groß. Es währte geraume Zeit, ehe er einen Kutscher in gelber Livrée entdeckte und auch jetzt war er noch zweifelhaft. Er musterte die Equipage; sie war elegant und trug ein Wappen, das französisch zu sein schien.

„Erwarten Sie Jemand, den Sie nicht kennen?“ fragte er den Kutscher.

„Je ne comprends pas,“ antwortete dieser.

Werner wiederholte seine Frage in französischer Sprache.

„Ja, ich erwarte einen Herrn, der ein Billet empfangen,“ antwortete der Kutscher dann.

„Ich bin es.“

„So steigen Sie ein!“

„Und wohin geht der Weg?“ fragte Werner.

„Wohin? Nun nach der Villa des Herrn Marquis,“ antwortete der Kutscher,

„Vorwärts denn!“ sagte Werner und schwang sich in den Wagen.

Er hatte geglaubt, dort vielleicht die Dame zu finden, die ihm das Billet geschrieben. Aber der Wagen war leer und rollte jetzt mit großer Schnelligkeit durch Altona. Werner, der

durch die Fenster blickte, sah, daß er seinen Weg nach Blankenese nahm. Bekanntlich befinden sich auf dem Wege dorthin, einem der schönsten, die man finden kann, die Landhäuser der reichen Hamburger Kaufleute, in denen sie den größeren Theil des Sommers verleben. Viele von diesen Häusern sind wahre Paläste und die Hamburger sagen von ihnen, sie seien auf Millionen gebaut.

Ungefähr nach einer Viertelstunde hielt der Wagen und Werner sah in der Dunkelheit ein hohes Gitter leuchten, auch wurde die Wagenthür in demselben Augenblick geöffnet und eine weibliche Stimme flüsterte: „Gehen Sie durch die Gitterthür, grade aus, in das Haus hinein. Dort werde ich Sie erwarten."

Dann verschwand die Gestalt und Werner stieg aus. Mit der größten Unbefangenheit öffnete er die Thür und schritt durch die dunklen Laubgänge des Vorgartens einer schönen Villa zu. Sicher und ruhig ging er die Stufen hinauf, die zu der großen Glasthür führten, öffnete dieselbe und befand sich nun in einem schönen Gartensaal, den eine einzelne Lampe matt erleuchtete.

Eine Minute mochte er dort gestanden haben, während sein Blick leicht und schnell über die einzelnen Gegenstände dahin schweifte, als er eine andere Thür sich öffnen hörte und eine weibliche Stimme rief: „Kommen Sie hier herein — hier!"

Er ging dem Schall und dem Lichtschein nach und trat in ein reizendes, hell erleuchtetes Nebengemach.

In der Mitte desselben stand eine junge Dame, schlank, zierlich, in der feinsten pariser Toilette. Ihre Augen lachten ihm entgegen und ihre Wangen waren geröthet — es war eine Französin, von der Blumenkrone ihrer Coiffure bis zur Spitze des kleinen Atlasschuh — leicht, biegsam, sich wiegend, anmuthig wie eine Gazelle.

„Er ist es, er ist es wirklich — es ist Werner!" rief sie frohlockend.

„Hortense — wirklich Hortense!" antwortete ihr Werner lächelnd. „Ma foi, meine theure Baronesse, ich hätte mir Alles eher träumen lassen, als Sie in Hamburg wiederzusehen."

Und er küßte ihr die kleine zierliche Hand.

Hortense ergriff die seine und sich ihm nähernd blickte sie ihm aufmerksam und zärtlich in die Augen.

„Sollte man es glauben — Sie haben sich verändert, Werner!“ sagte sie.

„Das glaube ich wohl,“ erwiederte er mit einer sanften und vertraulichen Zärtlichkeit, die seinen Worten etwas ungemein Einschmeichelndes und Melodisches verlieh. „Es ist über ein Jahr her, seit ich Sie in Paris gesehen.“

„Ich wollte sagen, Sie seien männlicher und schöner geworden,“ rief sie lächelnd.

„Ah, meine theure Baronesse, man hört, daß Sie in Deutschland sind!“ sagte Werner. „Nur deutsche Frauen sind freimüthig und naiv genug, um den Männern Schmeicheleien zu sagen.“

„Aber, mon cher, ich bin nicht mehr Baronesse,“ sagte Hortense. „Ich bin verheirathet, ich bin Marquise. Vergessen Sie es nicht.“

„Marquise — seit wann? — ich gratulire,“ rief Werner, so leicht und unbefangen plaudernd, wie man es nur einem alten Bekannten gegenüber wagen kann.

„Seit einem halben Jahre," antwortete Hortense. „Ich bin Marquise de Farey. Mein Mann ist bei der Diplomatie. Wir kehren von einer Mission zurück und Farey hat den Befehl vom Kaiser erhalten, hier in Hamburg einige Depeschen abzuwarten. Wir halten uns seit einigen Wochen hier auf und bleiben vielleicht noch vierzehn Tage hier. Mein Mann hat diese allerliebste Villa gemiethet — und ich, ich bin so glücklich gewesen, Sie heut Abend wieder zu erkennen."

„Wie schade, daß ich morgen oder übermorgen abreisen werde," sagte Werner.

„Abreisen — und wohin?" rief Hortense erschreckt.

„Nach Berlin — wir verlassen Hamburg," antwortete Werner.

„So folge ich Ihnen nach," rief die Marquise. „Aber was hindert Sie, hier zu bleiben?"

„Ich gehöre zur Gesellschaft Bottelini — ich muß ihr folgen," antwortete Werner lächelnd.

„Oh — Sie wollen mich doch nicht glauben machen, Sie Intrigant — Sie gehörten

wirklich zu diesen Kunstreitern?" rief Hortense. „Sie wissen, ich habe es nie geglaubt."

„Um so besser für mich, meine theure Hortense — aber es ist so," sagte Werner. „Ich bin dem Zufall sehr dankbar, daß er uns heut noch zusammengeführt — morgen wäre es zu spät gewesen."

„Mon dieu — ich glaube, er ist wirkich im Stande, morgen abzureisen!" rief die Marquise mit wirklichem oder verstelltem Schrecken. „Kommen Sie, Werner, lassen Sie uns ein wenig plaudern. Ich bin wirklich überglücklich, Sie wiederzusehen. Sie sind doch der Einzige, den ich geliebt habe, den ich noch liebe — und ich bin eine Närrin, daß ich es Ihnen sage."

Sie zog ihn nach einer Causeuse und setzte sich neben ihn, ihre beiden zarten Hände auf seinen Arm legend und ihn fortwährend mit der größten Zärtlichkeit und Bewunderung betrachtend, während die Züge Werners ruhig blieben, wie immer. Nur ein feines Lächeln, demjenigen ähnlich, das eine angenehme Erinnerung in uns hervorruft, spielte um seinen Mund. Und ähnlich mochte jene Erinnerung

um sein Herz spielen, es nur leicht und kaum merklich bewegend.

„Ich sollte Ihnen eigentlich zürnen, ich sollte Sie verabscheuen, Sie Treuloser, Sie Grausamer!“ sagte Hortense dann mit einer Mischung von Ernst und Scherz. „Welcher andere Mann würde so hartherzig, so gleichgiltig ein Mädchen verlassen haben, das seine Ehre, sein Herz, sein Alles ganz in seine Hand gegeben? Werner, ich fürchte, Sie sind eben so kaltherzig, eben so grausam, als Sie schön und verführerisch sind. Lächeln Sie nicht — ich selbst scherze jetzt vielleicht darüber — aber das Herz wollte mir brechen und ich konnte mich nicht zufrieden geben, als Sie mich plötzlich verließen, selbst ohne mir Lebewohl zu sagen, als ich allein in Paris zurückblieb, mit dem entsetzlichen Gedanken, Ehre und Ruf einem Fremden, einem Manne geopfert zu haben, der mich nicht liebte.“

„Ach, meine theuerste Hortense,“ sagte Werner mit einem tiefen Seufzer, der fast nach Langeweile klang — „Sie hätten nimmermehr nach Deutschland gehen sollen. Das Klima scheint ansteckend zu sein. Sie werden senti-

mental — und eine sentimentale Pariserin — oh!" —

„Schweigen Sie, entsetzlicher Mensch!" rief Hortense halb lachend, halb zitternd. „Es friert mich, wenn ich Sie ansehe. Sie behandeln mich, wie ein Kind."

„Wirklich?" sagte Werner sich über sie beugend und mit seinen Lippen ihre Stirn berührend.

Hortense zitterte wirklich. Es war, als befände sie sich unter einem magnetischen Zauber. Ihre Brust hob sich tief und schwer und sie seufzte schmerzlich.

„Ich wollte, ich wäre meiner Laune nicht gefolgt und hätte Sie nicht wiedergesehen," sagte sie leise. „Aber — es war unmöglich, ich konnte mich nicht beherrschen. Der Gedanke, daß Sie in meiner Nähe seien, daß es möglich sei, auch nur eine einzige Stunde wieder mit Ihnen zu plaudern — nein, ich konnte nicht widerstehen. Ich mußte Ihnen schreiben."

„Und der Marquis?" fragte Werner, sie an sich ziehend.

„Er ist zu einem Souper, bei einem Con=

sul — ich weiß nicht welchem," antwortete Hortense. „Er wird vor zwei oder drei Uhr nicht zurückkehren. Wir sind allein."

„Und Sie versprechen mir, nicht sentimental zu schwärmen?" fragte Werner leise. „Sie versprechen mir, die alte, heitere, glückliche Hortense zu sein?"

„Wenn ich kann — ja!" seufzte die Marquise. „Ich verspreche Alles, wenn Sie es wollen, Alles — wenn Sie bei mir bleiben. Aber dennoch, Werner, dennoch muß ich Ihnen im Ernst sagen, daß Sie kalt und grausam sind. Sie haben nur mit mir gespielt, und Sie wußten doch, wie Keiner, daß ich nur Sie allein und Sie zuerst liebte, daß ich unerfahren und unschuldig aus dem Kloster kam, in dem man mich erzogen, und daß ich mein Leben, Alles, Alles auf's Spiel setzte, als ich selbst Ihnen zuerst die kleine Pforte öffnete, die aus dem Seitengäßchen in das Hotel meiner Mutter führte."

„Ich weiß es, ich weiß es, Hortense!" sagte Werner. „Und ich werde es nie vergessen."

„Ich gab Ihnen Alles, Werner," fuhr sie fort. „Sie gaben mir nichts, nicht einmal

Ihren Namen. Sie wußten, wer ich sei, Sie kannten mein Herz, mein Leben von dem Augenblicke an, in dem das Bewußtsein in mir erwacht, Sie kannten jedes kleine Geheimniß meiner Brust, mein ganzes Dasein lag offen vor Ihren Augen. Und ich? — ich weiß nicht einmal, wer Sie sind. Sie haben mich stets in Zweifel gelassen. Sie sind nicht der, der Sie scheinen wollen, Sie sind ein Anderer, sind mehr. Warum sagten Sie es nicht mir, von der Sie doch wußten, daß sie Ihnen Alles gestand?"

„Was sollte ich Ihnen sagen, Hortense?" antwortete Werner ruhig. „Ich bin das, was ich scheine. Ich bin Kunstreiter. Weshalb ich es geworden, was ich sonst war — wer kümmert sich darum, wer braucht es zu wissen. Von Geburt führe ich den Namen eines deutschen Grafen, ich bin im Ueberfluß erzogen, ich bin ein verwöhntes Kind, und wenn ich ein Geheimniß mit mir trage, so darf es Niemand wissen und ich möchte es mir selbst nicht gestehen. Kennen Sie Shakespeare's Hamlet?"

„Welche Frage wieder!" rief Hortense. „Wollen Sie spotten? Nein, ich kenne ihn nicht!"

„Dieses Mal spotte ich nicht," sagte Werner. „Lesen Sie ihn, und wenn wir uns wiedersehen, so fragen Sie mich, was ich damit gemeint habe. Ich werde Ihnen dann einige Erläuterungen geben."

„Sie sind ein seltsamer Mensch!" seufzte sie. „Werden wir uns hier in Hamburg wiedersehen?"

„Offen gesagt — ich glaube es nicht, Hortense!" antwortete Werner. „Was mich nach Berlin ruft, ist nicht allein meine Pflicht, sondern Wichtigeres — Etwas, das mit meinem Leben, mit meinem Geheimniß in Verbindung steht. Ich werde morgen abreisen."

„So ist diese Nacht die einzige und letzte?" fragte die Marquise.

„Bis wir uns wiedersehen — ja!" antwortete Werner ernst. Dann aber schlug er einen andern Ton an. „Apropos," fuhr er fort, „was ist aus dem Vicomte d'Argenteuil geworden?"

„Haben Sie ihn kennen gelernt?" fragte Hortense.

„Nein, ich kenne ihn nicht, aber Sie erzählten mir damals von ihm," antwortete Wer-

ner. Sie sagten mir, es sei der Gatte, der für Sie bestimmt gewesen. Sie haben dennoch einen Andern geheirathet?"

„Ja. Der Vicomte zog sich plötzlich von unserer Familie zurück," sagte Hortense. „Er ist verschwunden. Man weiß nicht, wo er ein Ende genommen. Eine Zeit lang sprach man darüber, dann ist er vergessen worden. Ich habe eine dunkle Ahnung, daß er mich wirklich geliebt, und damals, als ich Sie kannte, Werner — damals gehörte wenig Verstand dazu, zu sehen und zu begreifen, daß ich für keinen Andern Augen und Sinn hatte. Der Vicomte muß eingesehen haben, daß er mir vollkommen gleichgiltig war, und ich fürchte, er ist deshalb in die weite Welt gegangen."

„O, wie eitel!" lachte Werner. „Ein französischer Vicomte, der wahrhaft liebt und aus verschmähter Liebe Paris verläßt. Wie lächerlich romantisch! Wie kann eine Pariserin, wie kann Hortense daran glauben!"

Er lachte dabei so eigenthümlich, so spöttisch und doch so heiter und unbefangen, daß Hortense unwillkürlich einstimmen mußte. Und kaum war dieses Lächeln wieder auf ihren Lip-

pen, als Werner mit unwiderstehlicher Gewalt sie hineinzog in den leichten Scherz, der ihm das Geeignetste schien, um die Vergangenheit und jede Spur des Trübsinns von der Stirn der schönen Französin zu verscheuchen. Wie ein mächtiger Zauberer beschwor er jene heiteren Stunden, die Stunden der Selbstvergessenheit und des süßen Taumels wieder herauf, die er in Paris mit der jungen Baronesse genossen. Hortense vergaß, daß viele Monate seit jenen glücklichen Minuten lagen, sie durchlebte noch einmal jenen Rausch des Entzückens, der Alles vergessenden Hingebung, und erst als der Wagen des Marquis vor das Gitter rollte und Werner im Grauen des anbrechenden Morgens durch eine Nebenpforte von ihr Abschied nahm — Abschied vielleicht für immer! — da brach sie in bittre Thränen aus und ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen. Sie hatte mit diesen letzten seligen Stunden auf's Neue die tiefe Qual langer Monate, vielleicht langer Jahre erkauft. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Als Werner aus dem dichten Gebüsch, durch das ihm Hortense den Weg gezeigt, hin-

austrat auf die Chaussee, näherte sich ihm hastig ein Mann, der den Kragen seines Rockes hochgeschlagen hatte. Werner erkannte ihn erst, als er dicht bei ihm war.

„Sie sind es!" rief der Andere mit einer Stimme, die einen eigenthümlichen, zitternden Klang hatte. „Eine Ahnung sagte es mir."

„Eine Ahnung? Und was soll das heißen?" erwiederte Werner. „Wie kommen Sie hierher, Alfred?"

Der Angeredete stand still und ohne eine Antwort zu geben, sah er den Grafen eine Minute lang mit einem so durchdringenden und wilden Blick in's Gesicht, daß Werner's Miene anfing, sich zu verdüstern.

„Was soll das heißen, Alfred?" sagte er. „Sind Sie närrisch geworden? Seit wann spüren Sie mir nach?"

„Seit gestern Abend — und nicht Ihnen — ich wußte nicht, daß Sie es waren," antwortete Alfred kurz und abgebrochen. „Es ist das erste und das letzte Mal. Kommen Sie, Werner, ich habe mit Ihnen zu sprechen."

„Das ist mir lieb," erwiederte der Graf ruhig. „Der Weg nach Hamburg dürfte mir

ohnehin langweilig geworden sein, und um diese Stunde kann man hier keinen Wagen finden."

Sie gingen neben einander die Chaussee entlang. Es war ein Morgen, demjenigen ähnlich, an welchem sie Beide Arm in Arm vom Schloß Hasselstein nach dem „Fliegenden Hirsch" zurückgekehrt waren. Die Sonne war noch nicht aufgegangen und ein mattgrauer Nebel lagerte auf den Tiefen zu ihrer Rechten, das breite Elbthal und den Strom ihren Blicken entziehend, während die nahen Bäume in vollem und saftigem Grün prangten und die Tropfen des nächtlichen Thaues an den Blättern und Blüthen glänzten. Mehrere Minuten lang sprach Keiner ein Wort.

„Werner," begann endlich Alfred mit gepreßter Stimme; „die Geschichte, die ich Ihnen zu erzählen habe, ist kurz, und die Entwickelung, hoffe ich, soll eben so kurz sein. Ein junger französischer Edelmann, aus einer der ersten Familien der Dauphiné, war aufgewachsen und auferzogen mit der Tochter eines benachbarten Edelmanns, mit Hortense de Delcourt. Er liebte sie wie eine Schwester, und als er anfing, sich über seine Gefühle Rechen-

schaft zu geben, sah er ein, daß er sie einst wie eine Geliebte und später wie eine Gattin lieben werde. Aber Hortense war viel jünger, als der Cavalier, und dieser ging nach Paris, ins Ausland, unter die Armee, um seine Ausbildung, seine Erziehung zu vollenden. Er vergaß Hortense nicht, und die Briefe des Kindes — denn sie war damals noch ein Kind — verriethen ihm, daß auch sie sich seiner erinnere. Endlich kehrte er nach Paris zurück, und sein Vermögen, sein Rang, seine Verbindungen mit dem neuen Kaiserthum berechtigten ihn zu Hoffnungen, wie sie kein junger Franzose glänzender hegen konnte. Dennoch hing sein ganzes Herz an jener Hortense. Er hatte sie einige Male in dem Kloster besucht, in dem sie erzogen wurde, und seine Liebe zu ihr war stärker als je, sie war zu einer Leidenschaft geworden, um so mehr, da der junge Edelmann längst den gewöhnlichen Vergnügungen der Welt entsagt hatte und nur nach Ehre, Ruhm und dem Glück einer angenehmen Häuslichkeit strebte. Damals war ihm Hortense noch freundlich, mit allen Zeichen einer beständigen Freundschaft entgegengekommen. Aber nachdem sie das Kloster ver-

lassen und mit ihrer Mutter Paris zum Wohnsitz gewählt, zeigten ihm plötzlich hundert kleine Merkmale, daß sie ihn nicht mehr liebe, daß eine andre Neigung ihr Herz beherrsche. Er wollte darüber verzweifeln, er sah seine schönsten Träume, seine geliebtesten Wünsche untergehen. Aber er klagte weder Hortense noch das Schicksal an. Er glaubte, ein Andrer, der einst der Gatte Hortensens werden würde, habe ihm das Herz der Baronesse entwendet. Dennoch trieb ihn die Eifersucht, ihre Schritte zu bewachen, und eines Abends sah er in einem Nebengäßchen des Boulevard des Italiens eine Pforte sich öffnen, die in das Hôtel der Baronesse führte, und einen Mann in derselben verschwinden. Licht und Schatten von Personen, die sich in dem Zimmer Hortensens befinden mußten, verriethen ihm, daß die Baronesse für ihn verloren, mehr noch, daß sie seiner Liebe unwerth sei. Aber was er in jener Nacht erduldet, vermag er nicht zu schildern. Er wurde zu einem alten, zu einem starren und hartherzigen Manne, und sein ganzer Haß wandte sich gegen den Verführer Hortensens. Er wußte, wie rein, wie unschuldig sie gewesen. Nur ein kalter,

grausamer Libertin hatte es wagen können, ein so reines, so edles Herz zu verderben und über die Unerfahrenheit eines jungen Mädchens zu triumphiren. Er wartete, bis viele Stunden nachher jener Mann wieder erschien. Er wollte ihn anreden, ihn kennen um jeden Preis. Aber es regnete, und Jener sprang in einen vorüberfahrenden Fiacre. Der junge Franzose wartete die nächste Nacht, aber sein Nebenbuhler kehrte nicht zurück. Er schien Hortense zum letzten Mal gesehen zu haben, und daß dem so sei, verriethen ihm die trüben und gerötheten Augen der Baronesse, die von jenem Tage an traurig und krank wurde. Der Edelmann kämpfte seinen Schmerz nieder, aber die Welt war ihm zuwider, seine Hoffnungen hatte er begraben. Es blieb ihm nichts weiter, als Zerstreuung und Vergessenheit zu suchen, und da er die Gefahren des Krieges und der See kannte, schloß er sich an eine Truppe von Vagabonden an, um dort Neues und Aufregendes zu finden. Die Geschichte ist aus. Hortense ist jetzt Marquise du Farey, ihr Jugendfreund bin ich, der Vicomte d'Argenteuil, und der Verführer sind Sie!" —

Er schwieg. Werner hatte ihm mit der kaltesten Gelassenheit zugehört und während der Erzählung mit vieler Mühe und Sorgfalt eine Cigarre angezündet — denn der Wind blies stark auf den Höhen von Altona. Jetzt rauchte er ruhig.

„Das ist ein eigenthümliches Zusammentreffen!“ sagte er dann. „Noch in dieser Nacht erzählte mir Hortense, daß Sie verschwunden seien. Sie hat eine Ahnung von dem wahren Grunde, aber ich muß Ihnen offen gestehen, Alfred, ich lachte über eine solche Möglichkeit.“

„Sie lachten darüber?“ rief der Vicomte, und seine Zähne preßten sich auf einander.

„Ja, und Hortense stimmte ein,“ antwortete Werner ruhig.

„So! Nun — ist sie jetzt glücklich?“ fragte Alfred.

„Glücklich — das kann ich nicht behaupten. Aber eine Pariserin tröstet sich über Alles. Sie wird mit der Zeit älter werden und diese Jugendthorheiten vergessen.“

„Gut — sprechen wir nicht mehr von Hortense!“ sagte der Vicomte. „Sprechen wir von uns. Sie haben mein Lebensglück zerstört,

Werner, Sie sind ein kalter Verführer, Sie respectiren weder den Adel der Geburt noch des Geistes, weder die Unschuld des Körpers noch des Geistes. Sie müssen meinem kochenden Blute Genugthuung geben!"

„Genugthuung? Sie wollen sich mit mir schlagen?" fragte Werner kaltblütig.

„Ja, wo möglich auf Tod und Leben!" rief Alfred. „Verweigern Sie mir das, so sage ich Ihnen im Voraus, daß ich Sie tödten oder auf irgend eine Weise vor der ganzen Welt bloßstellen und entehren werde."

„Sie drohen!" sagte Werner kurz. „Lassen Sie das! Ich verweigere Ihnen die Genugthuung nicht. Ich habe lange nicht dem Tode in's Auge geschaut und vielleicht suche ich ihn mehr als Sie. Aber für einen vernünftigen Mann ziemt es sich, die Sache vorher zu überlegen. Wenn ich Ihnen nun sagte, wie sehr mir Hortense entgegengekommen, wie leicht mir der Sieg geworden, ganz ähnlich, wie bei dieser Lodoiska?"

„Auch dann!" rief Alfred. „Ich weiß wohl, daß Ihnen die Weiber nicht widerstehen können. Aber weil auch Sie es wissen, weil

Sie Ihre Macht kennen, deshalb dürfen Sie dieselbe nicht mißbrauchen. Sie müssen unterscheiden und sich mit Denen begnügen, die ohnehin dem Verderben verfallen wären. Sie sind ein Riese und Sie tödten Kinder. Es wäre Ihre Aufgabe, Koketten und emanzipirte Weiber zu besiegen, nicht schwache und unerfahrene Mädchen. Auch Ihr Verhältniß zu Lodoiska ist ein Verbrechen und ich habe es versucht, sie zu warnen. Ich verlange Genugthuung für das Vergehen, das Sie an Hortense geübt haben. Wann wollen Sie mir diese Satisfaktion geben?"

„Sie machen sich zum Rächer aller Derer, die ich verführt und verlassen habe!" sagte Werner lächelnd. „Wenn ich Don Juan bin, sind Sie der steinerne Gast. Nun wohl, bestimmen Sie, wann und wo wir uns sprechen sollen?"

„Ich habe eine eigene Idee," antwortete Alfred, „und ich hoffe, daß Sie darauf eingehen werden. Ich möchte die Entscheidung dem Schicksal anheimstellen, oder dem Zufall — wie Sie wollen!"

„So möchten Sie loosen?" fragte Werner.

„Nein," erwiederte der Vicomte. „Wir wol-

len nach dem Hafen gehen und uns zwei kleine Boote nehmen — heut Morgen oder am Abend wann es Ihnen recht ist. Wenn wir auf der Mitte des Stromes sind, wollen wir die Ruder fortwerfen und die Boote treiben lassen. Dann mag Jeder aus seinem Boote versuchen, den Andern zu tödten. Führt der Strom die Boote zusammen, so daß es möglich ist zu schießen, so mag das die Entscheidung des Zufalls sein, der den Tod Eines von uns Beiden will. Treibt der Strom sie auseinander, so mag auch das für eine Bestimmung des Schicksals gelten. Auf keinen Fall aber — ich mag nun sterben oder leben, werde ich aufhören, Sie zu hassen und zu verfolgen. Ich betrachte Sie als meinen größten, meinen einzigen Feind."

„Die Idee ist seltsam, das ist wahr!" rief Werner. „Aber gerade das Eigenthümliche gefällt mir. Ich gehe darauf ein. Aber es muß noch heut sein. Kehren wir für einige Minuten nach unserm Hotel zurück, ich will nur einige Worte schreiben. Dann gehen wir nach dem Hafen."

„Wie Sie wollen. Haben Sie Pistolen?" fragte der Vicomte.

„Gewiß. Und Sie?" fragte Werner.

„Ich ebenfalls. So mag Jedem erlaubt sein, zwei Pistolen zu gebrauchen," sagte Alfred.

„Ja wohl," antwortete Werner. „Sobald Sie in meine Nähe kommen, werde ich auf Sie zielen, als ob Sie eine Seeotter wären. Es ist köstlich! die Idee ist famos!"

Er lachte laut.

Alfred erwiederte nichts und sie gingen schweigend eine Strecke, bis sie einen Miethswagen trafen, der Jemand nach Altona hinausgefahren hatte. Werner rief ihn an und der Wagen führte sie schnell nach ihrem Gasthof.

„In einer Viertelstunde treffen wir uns unten, vor der Thür!" sagte Alfred.

„Gewiß," antwortete Werner und warf gleichgiltig seine Cigarre fort.

Als er oben in sein Zimmer trat, in das die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen, sah er Lodoiska über einen Tisch gebeugt scheinbar schlafend ihn erwarten. Sie erhob sich sogleich.

„Guten Morgen!" sagte Werner lächelnd. „Ich bin länger geblieben, als ich wollte."

„Ja," sagte die Polin leise. „Bottelini ist längst zurück."

„Ich war nicht mit ihm, eine andere Laune führte mich anderswohin," antwortete Werner, während er Feder und Papier suchte und dann ein Kästchen mit Papieren öffnete. „Willst Du nun schlafen gehen, Kind?"

Es lag etwas Befehlendes und zugleich doch Bittendes in seinem Tone. Lodoiska ging nach einer offenen Thür, die in ein anstoßendes Zimmer führte.

„Du willst noch schreiben?" sagte sie. „Geh doch auch schlafen! Du bist müde!"

„Müde — das bin ich nie!" rief Werner heiter. „Ich muß sogar noch einmal ausgehen. Ich erinnere mich, daß ich einen Herrn sprechen muß, der mit dem Frühzuge abreisen will."

Lodoiska sah ihn an, mit einem matten, trüben Blick.

„Werner," sagte sie tonlos, „Werner Du täuschest mich."

Der Graf hörte sie nicht — er schrieb hastig.

„Du täuschest mich," fuhr Lodoiska fort, „und ich reibe mich auf, ich sterbe!"

Werner schrieb noch immer. Sie stand starr und unbeweglich auf derselben Stelle und sah ihn an. Er blickte nicht auf. Seine Feder flog hastig über das Papier. Er versiegelte einige Schriftstücke mit seinem Siegelringe — dann verschloß er Alles in das Kästchen und stand auf.

„Mein Gott, da bist Du ja noch immer!" rief er, als er Lodoiska sah. „Geh doch zu Bett!"

„Ich kann nicht. Werner, Du hast mich elend gemacht, Du tödtest mich!"

Es zuckte über das Gesicht des Grafen. Für einen Moment verlor er die gewöhnliche Ruhe — aber es war nur ein Blitz; er wurde sogleich wieder derselbe.

„Du bist aufgeregt, überspannt, überreizt!" sagte er. „Du wirst Dich krank machen!"

„Nicht krank — ich werde mich tödten!" rief sie mit einem Schrei aus tiefster Seele.

Werner sah sie an. Seine Brust hob sich und seine Hände ballten sich. Wollte er sich auf Lodoiska stürzen? Kämpfte er mit sich selbst? Die Adern auf seiner Stirn schwollen

an und aus seinen Augen blitzte ein unheimliches Feuer.

„Du würdest Unrecht thun," sagte er dann langsam und sich bezwingend. „Ich habe Dir Alles vorausgesagt. Jetzt muß ich gehen. Adieu! In einer Stunde bin ich zurück."

Sie sagte nichts. Sie fiel nieder. Werner sprang zu ihr und legte sie auf das Sopha. Dann eilte er hinaus und klopfte an die nächste Thür. Nach einer Minute öffnete ihm Adelaide.

„Ah, Du bist es!" sagte er. „Geh hinein zu mir — die Kleine ist krank und ich muß fort. Wache über sie, bis ich zurückkehre."

„Ich zu ihr? Nimmermehr! Mag sie sterben!" rief Adelaide.

„Du mußt!" rief Werner mit demselben aufflammenden Blick. „Du mußt! Hoffe nicht, noch einen ruhigen Augenblick zu genießen in diesem Leben, wenn Du nicht thust, was ich verlange. Bedaure sie und hasse sie nicht. Sie ist die Unglücklichste von Allen!"

Er hatte die Hand Adelaide's ergriffen und diese, bleich und zitternd vor dem wilden Ton seiner Worte, folgte ihm in sein Zimmer.

„Nimm Dich ihrer an!“ sagte er hastig. „Sorge für sie. Ich gehe — ob ich zurückkehre, weiß ich nicht. Geschieht es aber und ich höre, daß Du sie verlassen oder daß Du ihr nur mit einem Worte wehe gethan — so fürchte Alles von mir! Ich tödte Dich tausendfach!“

Er nahm das Kästchen mit seinen Pistolen und eilte die Treppe hinab.

Als er unten Alfred traf, war er ruhig und sein Auge leuchtete klar und frisch. Er hatte den Miethswagen warten lassen und Beide fuhren, ohne ein Wort weiter zu wechseln, nach dem Hafen.

Ein schwerer grauer Morgendunst, mit dem die Sonne vergebens kämpfte, lagerte auf dem breiten Strome und verschleierte den Wald von Masten. Ein Schiffer schlief in einer offenen Hütte am Strande. Werner weckte ihn und nach ungefähr zehn Minuten Hin- und Widerredens waren er und Alfred im Besitz zweier kleinen Boote und sie ruderten hinaus, mitten auf den Strom.

Die Nebel ballten sich zu großen Haufen, die der Morgenwind vor sie hin trieb. Blendend brach die Sonne durch — noch herrschte

tiefes Schweigen auf dem Flusse, nur die Wellen plätscherten und in der Ferne zeigten sich stattliche Schiffe, die mit vollen Segeln den Strom heraufkamen.

„Wir wollen jene Seite wählen, sie soll weniger befahren sein!" sagte Werner, nach dem Ufer von Harburg deutend.

„Wie Sie wünschen!" antwortete Alfred, und sie lenkten ihre Boote nach der südlichen Seite des Stromes.

„Ist es jetzt Zeit?" fragte Werner nach einer Viertelstunde.

„Ja!" antwortete der Vicomte. „Gott sei uns gnädig."

Die Boote waren ungefähr fünfzehn Schritte von einander. Werner und Alfred warfen ihre Ruder gleichzeitig in den Strom. Langsam trieben die Boote weiter und die beiden Gegner griffen nach ihren Pistolen.

Die Leidensgefährtinnen.

Während dort der Strom die beiden Männer dahin trieb, den Einen mit tödtlichem Haß im Herzen, den Andern mit kalter, höhnischer Todesverachtung auf den stolz geschwungenen Lippen, während Beide dem Meere der Ewigkeit entgegeneilten, ähnlich dem breiten Strome, der sie trug und der seine Fluthen langsam jener weiten Fläche zuwälzte, die Alles gleich macht und jede Spur des frühern Daseins verschwinden läßt — — während dessen stand Adelaide neben dem Ruhebett, auf das Graf Werner die bewußtlose Lodoiska gelegt hatte, und ihre Augen ruhten mit einem unheimlichen, finstern Ausdruck auf der zarten Gestalt, die in dem männlichen Anzuge noch schwächer und knabenhafter erschien.

Von der eisernen Hand Werner's in das Zimmer ihrer Nebenbuhlerin geschleudert, hatte sie den festen Entschluß gefaßt, lieber zu sterben, als der Feindin die kleinste Wohlthat zu erweisen. Welch' größern Genuß konnte sie finden, als diejenige leiden zu sehen, um die sie selbst so viel erduldet? Aber sie war ein Weib, und ihr Herz, obgleich unnatürlich verändert in dem wüsten und unstäten Leben, das sie führte, hatte in seinem tiefsten Innern dennoch etwas von jenem heiligen Schatze bewahrt, der selten ganz in einer Frauenbrust zu erlöschen pflegt — von dem Schatze des Mitleids und der Barmherzigkeit. Bisher hatte sie Lodoiska nur als die glückliche Genossin, die bevorzugte Geliebte Werner's gesehen. Jetzt ruhte sie vor ihr bleich, leblos, gebrochen, und Adelaide begann zu ahnen, daß die beneidete Feindin unglücklich sei, vielleicht noch unglücklicher, als sie selbst. Das starre Eis eifersüchtiger Kälte begann zu schmelzen, einige Minuten kämpfte sie mit sich selbst — dann wandte sie sich der Bewußtlosen zu. Was die Drohungen Werners vielleicht nicht vermocht hätten, das bewirkte jener Funken heiliger Barmherzigkeit, der in

ihrem Herzen schlummerte — in diesem leidenschaftlichen, vielbewegten Herzen, das wohl verblendet und irre geleitet, aber nicht verderbt worden. —

Als Lodoiska unter den Bemühungen Adelaidens die Augen aufschlug, schien sie nicht zu wissen, wo sie sei und wer sich mit ihr beschäftige. Ihr matter Blick schweifte durch das Zimmer.

„Wo ist er?“ fragte sie dann. „Ist er noch nicht zurück? Nero ist ja hier.“

„Nein,“ antwortete Adelaide. „Schonen Sie sich, Sie sind krank. Er kam zu mir, um mich zu bitten, bei Ihnen zu wachen, da er fortgehen mußte. Das ist meine Entschuldigung — ich würde Sie sonst nicht belästigt haben.“

Trotz des Mitleids, das Adelaide in ihrem Innern fühlte, lag etwas Kaltes und Höfliches in ihren Worten. Lodoiska schien dadurch erinnert zu werden, daß es eine Nebenbuhlerin sei, ein Mädchen, vor dem Werner sie gewarnt, das sich jetzt in ihrer Nähe befinde, und es erwachte etwas in ihr von jenem natürlichen Trotze, der den Frauen so eigen ist. Sie wollte

Adelaide nicht zeigen, daß sie schwach sei und weshalb sie leide.

„Ich bin nicht so schwach,“ sagte sie. „Es war nur ein vorübergehender Zufall — ich danke ihnen herzlich. Auch glaube ich, wird Werner bald zurückkehren.“

Dabei bemühte sie sich, die zurückhaltende Miene und den kalten Ton anzunehmen, in welchem sie gewöhnlich mit den Mitgliedern der Gesellschaft Bottelini sprach. Aber sie war zu wenig daran gewöhnt, sich zu beherrschen. Ein tiefer Seufzer rang sich wider ihren Willen von ihren Lippen und ihr Haupt sank matt auf die Brust.

Adelaide setzte sich neben sie.

„Armes Kind, Sie sind nicht nur krank, Sie sind auch unglücklich!“ sagte sie leise.

Lodoiska antwortete nicht, hatte die Worte auch vielleicht gar nicht gehört.

„Verzeihen Sie mir, was ich gestern Abend sagte,“ fuhr Adelaide fort. „Ich wollte Ihren Vater benachrichtigen — es war nur eine Drohung, ich hätte es nicht gethan. Und ich hätte es gar nicht gesagt, wenn ich gewußt, daß Sie unglücklich sind.“

Wieder antwortete die junge Polin nicht. Erst nach einer langen Pause, als ob es ihr jetzt erst klar werde, was Adelaide gesagt, antwortete sie:

„Ich bin nicht unglücklich. Wie kommen Sie auf diese Vermuthung?"

„Weil Sie jetzt überzeugt sein müssen, daß Werner Sie nicht liebt," sagte Adelaide.

„Mich nicht liebt?" antwortete Lodoiska schnell und warf einen hastigen, fast trotzigen Blick auf Adelaide. „Weshalb sprechen Sie davon? Ich stehe in keinem Verhältniß zu Werner."

„Lassen Sie mir gegenüber jede Verstellung fallen!" sagte Adelaide seufzend. „Ich kenne diese Verhältnisse nur zu gut, um zu wissen, was in Ihnen vorgeht. Ich bin älter als Sie, freilich nicht so alt, wie ich scheine — denn das Leben bei uns ist anstrengend und aufreibend. Ich weiß sehr gut, was Sie fühlen, denn ich fühle es selbst. Wir sind Leidensgenossinnen. Wir Beide lieben Werner und wir Beide wissen, daß wir von ihm verlassen und verrathen sind."

Es zuckte etwas Stolzes, fast Verächtliches

um Lodoiska's Lippen und ihr Gesicht verlor für eine Minute den leidenden, traurigen Ausdruck.

„Sie lieben Werner?" fragte sie scharf und kalt.

„Ja, ich habe ihn geliebt und liebe ihn noch," antwortete Adelaide. „Ich verstehe Sie sehr gut, ich lese auf Ihrem Gesichte, was Sie in Ihrem Innern denken. Sie glauben, weil Sie die Tochter eines Grafen, vielleicht eines Fürsten sind, liebten Sie Werner heißer und inniger, hätten Sie ein größeres Anrecht auf ihn als ich. Sie irren, Frauenherzen sind sich gleich. Ich liebe Werner mit ganzer Seele, ich hätte das Leben für ihn opfern können, und ich kann es noch jetzt. Vielleicht würden Sie ihn hassen, wenn Sie so bitter gekränkt und getäuscht worden wären von ihm, wie ich es bin."

„Ihn hassen!" flüsterte Lodoiska. „Niemals!"

„Es scheint ein Fluch zu sein, daß alle Frauen diesen Mann lieben müssen, der nichts für sie empfindet, als eine vorübergehende Laune," sagte Adelaide düster. „Ich habe mir

selbst darüber gezürnt, ich hätte wahnsinnig werden mögen vor ohnmächtigem Ingrimm, daß ich diese Leidenschaft nicht aus meinem Herzen reißen konnte. Und ich habe Willenskraft, ich habe Energie, mehr vielleicht, als andere Weiber!"

„Ja es ist ein Fluch — und doch auch ein himmlisches Glück, von ihm geliebt zu werden!" seufzte Lodoiska.

„Von ihm geliebt zu werden, ja!" antwortete Adelaide. „Aber glauben Sie, daß er Sie noch liebt, daß er Sie je ernstlich geliebt hat? Sie irren? Sehen Sie mich nicht so zornig an. Ich habe stets gewußt, daß er Sie weder mehr noch weniger liebte, als jede Andere, wenn ich auch fast gestorben bin vor Eifersucht und Schmerz. Ich wußte sehr gut, daß die Zeit nicht fern war, in der er Sie verlassen würde, wie er jede Andere verlassen hat."

„Gehen Sie, Sie wollen mich quälen!" rief Lodoiska zornig. „Weil Sie mich hassen, wollen Sie mich unglücklich machen. Werner liebt mich dennoch!"

„Wohl Ihnen, wenn Sie es glauben!"

sagte Adelaide traurig und fast wehmüthig. „Ich hasse Sie nicht. Seit ich Sie heut' gesehen, empfinde ich Mitleid mit Ihnen. Sie werden das dulden müssen, was ich selbst erduldete; ich kenne die Qualen, denen Sie entgegengehen. Deshalb kann ich Sie nicht mehr hassen. Zweifeln Sie daran, daß er Andere außer Ihnen begünstigt?"

„Schweigen Sie!" rief Lodoiska heftig. „Ich mag nicht darüber sprechen. Wenn Werner mich verlassen könnte, wenn er wirklich so ist, wie Sie ihn schildern — so wäre es mein Tod. Ich könnte diese Schmach nicht überleben. Sie wissen nicht, was ich ihm geopfert habe!"

Sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, als ob sie dort Schmerz empfinde, und wandte ihr Gesicht ab. Doch blieb sie ruhiger, als wenn ein Anderer, ein Mann, oder ein Unbetheiligter so zu ihr gesprochen. Frauen sind stets stark, wenn es gilt, Nebenbuhlerinnen ihren Schmerz zu verbergen. Sie ahnen instinktiv den Triumph, den sie im Herzen der Gegnerin hervorrufen würden. Und Lodoiska,

obgleich fast noch ein Kind, fühlte doch wie ein Weib, seitdem sie liebte.

„Was Sie ihm geopfert?“ fragte Adelaide. „Wohl kaum mehr, als jede Andere. Sie haben deshalb kein größeres Anrecht auf ihn. Und wäre es auch, er würde das größte Opfer verachten. Er erkennt es nicht als ein Opfer, er nimmt es nicht als ein solches an.“

„Lassen Sie uns davon schweigen!“ unterbrach sie Lodoiska. „Wenn es so ist, wie Sie sagen, wenn die Zeit für mich kommt, in der ich einsehe, daß Sie Recht haben — dann — dann — doch diese Zeit wird immer früh genug kommen, und es giebt ein Mittel, jeder Schande und jedem Schmerze auszuweichen — den Tod! Wenn Sie mich wirklich nicht mehr hassen, wie Sie sagen, wenn Sie es gut mit mir meinen und mir eine Freundin sein wollen, so erzählen Sie mir etwas von Werner. Sie wissen mehr von ihm, als ich. Ich habe nie die Macht und die Kraft gehabt, ihn mit meinen Bitten zu erweichen und mir sein Inneres zu erschließen. Er ist für mich heut' fast noch dasselbe Räthsel, wie damals, als ich ihn kennen lernte. Wer ist er? Was ist er?

Er kann unmöglich ein gewöhnliches Mitglied dieser Truppe sein und doch behauptet er, selbst mir gegenüber, er sei es. Er giebt mir nie eine feste, bestimmte Antwort. Er lächelt, er weicht aus. Sie kennen ihn länger? Wissen Sie mehr von ihm und wollen Sie mir sagen, was Sie wissen?"

„Was ich weiß, ist ebenfalls nur wenig," antwortete Adelaide. „Aber ich will es Ihnen sagen. Doch erlauben Sie mir vorher, daß ich Sie daran erinnere, wie schwach und erschöpft Sie sind. Trinken Sie ein Glas Wein oder eine Tasse Kaffee. Ich werde es bestellen. Es ist noch früh, aber ich hörte, daß man zu jeder Zeit hier Alles haben könne."

„Denken Sie nicht daran!" rief Lodoiska. „Doch ja, bestellen Sie. Es wird gut sein für Sie. Ich selbst mag nichts genießen, es würde mir nur schaden. Wie spät mag es sein?"

Sie sah nach einer kleinen Damenuhr, die auf dem Tische lag.

„Bald fünf Uhr!" sagte sie seufzend. „Er ist noch nicht zurück. Er wollte einen Freund nach der Eisenbahn begleiten, wie er mir sagte!"

Adelaide hatte inzwischen die Klingel gezogen und es erschien ein Kellner, bei dem sie Kaffee und Wein bestellte.

„Welche Züge gehen des Morgens früh von Hamburg ab?“ fragte ihn dann Lodoiska.

Der Kellner nannte ihr mehrere Züge, die im Laufe des Vormittags die Stadt verließen.

„Und es geht keiner um diese Zeit ab?“ fragte sie dann zögernd.

„Jetzt, so früh, um fünf Uhr Morgens? Nein, meine Dame!“ antwortete der Kellner. „Der erste Morgenzug geht um halb acht ab — ich weiß es ganz genau.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Lodoiska leise und der Kellner ging.

„Weshalb erkundigen Sie sich so genau nach den Zügen?“ fragte Adelaide.

„Weil Werner mir sagte, er sei so früh ausgegangen, um einen Freund zu begleiten, der Hamburg verlasse,“ antwortete die Polin. „Aber wahrscheinlich fährt der Freund mit der Post. Doch — lassen wir das! Erzählen Sie mir, was Sie wissen!“

Sie setzte sich wieder auf das Sopha und fuhr mit der Hand über die Stirn. Adelaide

beobachtete sie aufmerksam und mit wehmüthiger Miene. Sie errieth den schweren Kampf, der in dem Herzen dieses Kindes tobte.

„Es ist wenig, wie ich Ihnen schon vorher sagte," erwiederte sie dann. „Aber vielleicht genügen Ihnen diese Andeutungen, um Manches zu errathen. Es war vor ungefähr anderthalb Jahren, in Wien, als Werner zu uns kam. Die Wintersaison begann; Bottelini gab zum ersten Male Vorstellungen dort. Wir kamen aus Mailand, wo mein Vater gestorben, der ebenfalls zu der Truppe gehörte. Ich betrauerte ihn auf's Tiefste. Er hatte mich zärtlich geliebt, er war für mich der sorgsamste, liebevollste Freund gewesen, sein Schutz, seine nie ermüdende Vorsicht hatten mich vor allen Anfechtungen, allen Gefahren jeder Art geschützt, denen unsre Kunst ausgesetzt ist. Ich wußte, daß es sein Wille war, ich solle mich von der Gesellschaft trennen, sobald er todt sei, und in seinem Nachlaß fanden sich einige Zeilen, die darauf hindeuteten. Ich hätte es thun sollen, und bereue es tief, daß ich den letzten Wunsch Dessen nicht erfüllte, der stets wie ein Engel über mich wachte und

mich schützte. Ich konnte es um so mehr, da die Verwandten meiner längst gestorbenen Mutter mir, ihrem einzigen Kinde, eine bedeutende Summe jährlich ausgesetzt hatten, für den Fall, daß ich die Gesellschaft verließe und in das Privatleben träte. Denn meine Mutter war eine vornehme Italienerin gewesen, und ihre Familie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß das einzige Kind der Verlorenen — so nannten sie meine Mutter — sich dem Publikum in der Reitbahn zeige. Bottelini's Bitten aber bewogen mich, meinen Entschluß eine Zeit lang aufzuschieben. Ich war ihm damals unentbehrlich, ich war die Prima Donna. Auch konnte ich mir selbst kein angenehmeres Leben denken. Alles feierte mich, Alles huldigte meiner Geschicklichkeit — so wenigstens mußte ich es glauben, denn jeder Mund sagte es mir. Auch war ich noch unverdorben; ich ahnte kaum, welche Gefahren mit meinem Stande verknüpft seien. Mein Vater hatte mich vor jeder Berührung mit fremden Personen zu schützen gewußt. Genug, ich kannte nur die Freuden meiner Kunst, nicht ihre entsetzlichen Gefahren, und es wurde

Bottelini leicht, mich kontraktlich zu verpflichten, noch ein Jahr bei der Gesellschaft auszuharren. Hätte ich seinen Bitten widerstanden, hätte ich den Wunsch Dessen erfüllt, der stets mein Bestes wollte und der mein Schicksal vorausgesehen zu haben schien, so hätte ich Werner nicht kennen gelernt und lebte jetzt friedlich und still irgendwo in dem schönen Italien. Doch — still davon! Ich erzähle von mir und Sie wollen von Werner hören."

„O bitte, sprechen Sie nur," sagte Lodoiska aufmerksam. „Mich interessirt Alles, was Sie erzählen."

„Ich war also damals mit der Truppe Bottelini's nach Wien gereist," fuhr Adelaide fort. „Unsere Vorstellungen hatten kaum begonnen und waren noch nicht sehr besucht gewesen, wie immer bei dem Beginne einer Saison. Ich wohnte mit dem Direktor und dessen Frau zusammen, denn sie behandelten mich gewissermaßen als ihre Tochter und mir war es sehr angenehm, wenigstens irgend einen Schutz, irgend welche Personen zu besitzen, die Theilnahme für mich empfanden. Eines Abends nun — es war gegen elf Uhr, wir waren aus

der Vorstellung zurückgekehrt — klingelte es sehr stark, und der Diener, der hinausgegangen war, kam mit der Nachricht zurück, ein Herr Werner wünsche den Direktor zu sprechen. Wir waren freilich ein wenig erstaunt über die späte Stunde dieses Besuches; aber in unserm Stande ist man an außerordentliche Dinge gewöhnt; Bottelini ließ den Herrn bitten, einzutreten, und eine hohe, von einem Mantel umhüllte Gestalt erschien im Zimmer. Ich bekenne, daß ich neugierig war, das Gesicht des Fremden zu sehen, denn schon sein Eintreten, seine ganze Haltung hatten etwas Außergewöhnliches und Gebietendes. Meine Erwartungen wurden mehr als erfüllt. Als er den Hut abnahm und den Mantel zurückschlug, als er mit seinen großen tiefblauen Augen jeden Einzelnen von uns musterte, klopfte mir unwillkürlich das Herz und ich sagte mir, daß ich einen so schönen, so imponirenden Mann noch niemals gesehen habe. Ich konnte den Blick nicht von ihm abwenden. Dennoch war er nicht so, wie Sie ihn kennen gelernt haben, so ruhig, so siegesgewiß. Seine Miene und selbst sein Anzug hatten etwas Verstörtes. Er

schien von einer weiten Reise zu kommen. Seine Schuhe waren bestäubt, seine Haare wild verworren, seine Züge gebräunt.

„»Entschuldigen Sie die späte Störung, Signore,« sagte er, nachdem Bottelini ihn kurz nach seinem Begehr gefragt. »Mein Antrag hat Eile. Ich war heut Abend Zuschauer in Ihrem Circus. Zum ersten Male in meinem Leben habe ich eine Kunstreiter-Gesellschaft gesehen, und ich mache mich anheischig, die besten von Ihren Reitern zu übertreffen. Wollen Sie mich als Mitglied aufnehmen?«

„Bottelini war überrascht, sogar etwas beleidigt. Er fragte, ob Werner irgend eine Beschäftigung getrieben, die ihn in die Kunst des Reitens eingeweiht habe.

„»Ich weiß nicht, was Sie Kunst nennen,« antwortete ihm Werner darauf. »Ich weiß nur, daß ich ein besserer Reiter bin, als Ihre Herren. Ich bin so oft in den Gebirgen geritten, bei Tag und Nacht, bin so oft über breite Abgründe hinabgesetzt und am Saume schwindelnder Abhänge entlang gejagt, daß mir die Künste Ihrer Reiter fast wie Spielwerk erscheinen. Doch ich will nicht in Sie dringen.

Entweder nehmen Sie meinen Vorschlag an, oder nicht. Aber es muß noch heut geschehen. Es handelt sich natürlich nur um einen Versuch. Gage verlange ich nicht.«

„»Sie unterschätzen die Schwierigkeiten,« antwortete ihm Bottelini. »Sie kennen die Pferde nicht —«

„»Ich habe mein eigenes Pferd,« unterbrach ihn Werner.

„»Um so schlimmer,« antwortete der Direktor. »Ihr Pferd ist nicht an die Lampen, nicht an die enge Manege gewöhnt. Mit Ihrem eigenen Pferde können Sie unmöglich reiten.«

„»Dennoch, mit keinem andern,« erwiederte Werner fest und bestimmt. »Mein Pferd ist daran gewöhnt, mir zu gehorchen, sei es nun auf hohen Felsen, oder in dunkler Nacht oder im Lampenschimmer. Kennen Sie im Harz die Hexentreppe?«

„»Nein,« antwortete der Direktor.

„»Es sind Felsenstufen, oder vielmehr lose Steine,« antwortete Werner, »über Tausend an der Zahl, die eine Felswand von neunhundert Fuß Höhe steil hinaufführen. Das Be-

steigen ist selbst für einen geschickten Fußwanderer schwierig und gefährlich. Aber ich bin diese Treppe oft und zu jeder Tageszeit, selbst in der Abenddämmerung, hinauf und, was noch mehr sagen will, hinab geritten, weil mir der bequemere Weg keine Gefahr bot und außerdem zu weit war.«

„Er sagte das so ruhig, sein Auge glänzte so klar und frei, daß wir Alle ihm unwillkürlich glauben mußten. Ich selbst fühlte fast eine geheime Scheu vor ihm, verbunden mit einem unerklärlichen Gefühle von lebhafter Theilnahme. Selbst auf Bottelini schien sein Wesen Eindruck zu machen.

„»Es mag wohl sein und ich zweifle nicht an Ihrer Geschicklichkeit,« sagte er. »Wir wollen morgen früh einen Versuch in der Manege machen.«

„»Nein, darauf gehe ich nicht ein,« antwortete Werner bestimmt. »Mein erster Versuch wird entweder im Cirkus selbst oder gar nicht stattfinden.«

„»Unmöglich!« rief Bottelini. »Sie wissen nicht, was Sie verlangen!«

„»Es mag sein, aber jedenfalls wagen Sie

nichts dabei,« antwortete Werner. »Entweder werde ich ein sehr schlechter oder ein sehr guter Reiter sein. Im ersten Falle wird das Publikum mich auslachen und sich auf meine Kosten amüsiren, im zweiten Falle wird es mich bewundern. Sie haben keinen Schaden, keinen Vortheil davon. Ich verlange keine Gage — ich will nur Beschäftigung. Bitte, antworten Sie mir. Die Frage muß noch heute mit Ja oder Nein entschieden sein.«

„Ich sah, wie er mit seinem seltsamen Wesen, mit Blick und Ton, denselben Eindruck auf Bottelini und dessen Gattin machte, wie auf mich. Der Direktor schwankte, zögerte, wandte sich dann an seine Frau und an mich. Die Signora war für den Fremden, ich selbst wagte kein Urtheil abzugeben; ich zitterte und das Herz klopfte mir bald heftig, bald schien es still stehen zu wollen.

„»So sei es,« sagte Bottelini endlich. »Wir wollen den Versuch machen. Wie ist Ihr Name?«

„»Werner, nichts weiter,« antwortete er. »Wann soll ich reiten?«

„»Morgen, am Schluß der ersten Abthei-

lung,« sagte Bottelini. »Auf jeden Fall würden Sie gut thun, morgen bei der Probe zugegen zu sein und sich einige Kunstgriffe zu merken. Denn ich sage Ihnen im Voraus, es ist sogar Gefahr bei einem solchen ersten Ritt.«

„»Um so besser,« antwortete er mit einem kaum merklichen Lächeln, »mit um so größerer Lust werde ich reiten. Also morgen Abend, Herr Direktor — ich habe Ihr Wort!«

„»Gewiß,« antwortete Bottelini, und Werner stand auf.

„Er schwankte ein wenig, als er sich erhoben hatte und wurde plötzlich sehr bleich. Es ist das einzige Mal in meinem Leben, daß ich ihn schwach gesehen habe.

„»Was ist Ihnen? Sie sind doch nicht krank?« rief die Signora Bottelini.

„»Nein, nein, Madame,« antwortete er schnell, »ich bin einige Tage hinter einander gereist — das hat mich ein wenig angegriffen. Es ist lächerlich — aber die menschliche Natur ist nicht immer so stark wie unser Wille.«

„Signora Bottelini war nach einem Seitentischchen geeilt und hatte ihm ein Glas Wein

eingeschänkt. Er nahm, trank es aus, und gab es der Signora lächelnd zurück.

„»Ich danke Ihnen,« sagte er, »es ist schon vorüber. Gute Nacht! Auf Wiedersehn!«

„Er verneigte sich gegen uns Alle, sein Blick streifte mich noch flüchtig, wie er aus der Thür ging und mein Herz klopfte von neuem heftiger als je. Dann war er verschwunden, und wir saßen einige Minuten lang im stummen Erstaunen uns gegenüber. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach.

„»Ein bildschöner Mann!« rief endlich Signora Bottelini.

„»Ein außerordentlicher Mensch!« sagte der Direktor. »Ich fürchte mich fast vor ihm.«

„Ich sagte gar nichts, aber ich fühlte, daß sie Beide Recht hatten und mir aus dem Herzen sprachen. Nie hatte ein Mann durch seine Schönheit und durch sein Wesen einen so gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Ich fühlte mich unerklärlich zu ihm hingezogen, und doch erging es mir, wie dem Direktor — ich fürchtete ihn, ein Frösteln überlief mich bei dem Gedanken, daß ich ihn wiedersehen werde

und dennoch sehnte ich mich nach diesem Wiedersehn.

„Wir sprachen noch eine Zeit lang über ihn. Der Direktor, ein weltkundiger, lebenserfahrener Mann stellte die Vermuthung auf, es sei ein Abenteurer, ein Charlatan. Aber wir Frauen widersprachen ihm sogleich und Bottelini gestand, daß er selbst ein eigenthümliches Vertrauen in den Fremden setze und äußerst begierig auf den weitern Verlauf sei. Wir trennten uns spät; das plötzliche Erscheinen Werner's hatte uns aufgeregt und zum ersten Male verbrachte ich um eines Mannes Willen eine schlaflose Nacht. Immer stand er mir vor Augen, die hohe Gestalt, der durchdringende Blick, die stolze selbstbewußte Miene, hinter der dennoch etwas Verstörtes und Unruhiges zu schlummern schien, das auf eine tiefe innere Erregung deutete. Ich gestand mir selbst, daß mich die Huldigungen dieses Mannes, wenn er sie mir darbringen wollte, nicht kalt lassen würden und doch erschrak ich darüber. Am Morgen, als ich mich erhob, war ich fast krank. Ich fühlte mich matt und doch aufgeregt.

Aengstlich ging ich zur Probe, denn ich glaubte ihn dort zu finden. Aber ich irrte mich.

„Bottelini und die ganze Gesellschaft, der er von dem seltsamen Besuch erzählt, erwarteten den Fremden. Aber er kam nicht zur Probe. Abermals wurde der Direktor unruhig und ängstlich. Er könne es unmöglich zulassen, meinte er, daß ein Unkundiger des Abends vor dem Publikum in der Manege reite. Der Fremde wage sein Leben. Allmählich kam man jedoch zu der Ueberzeugung, Werner sei ein fremder Kunstreiter, der auf diese abenteuerliche Weise ein Engagement finden wolle. Auch Bottelini beruhigte sich dabei. Nur mir war es unmöglich zu glauben, daß der Fremde etwas Anderes als die Wahrheit gesprochen.

„Am Abend waren wir Alle früher als gewöhnlich im Circus. Bottelini hatte nichts von dem ersten Auftreten Werners auf dem Zettel erwähnt, weil er seiner Sache nicht sicher war, und das Ausbleiben Werners schien seine Vorsicht zu rechtfertigen. Denn der Fremde erschien nicht, so ungeduldig wir ihn auch erwarteten. Die Vorstellung hatte um sieben Uhr begonnen; es war acht Uhr, die erste Ab=

theilung neigte sich zu Ende. Ich mußte in die Manege, um selbst zu reiten, und ich ritt schlecht. Ich war befangen und ängstlich, ich dachte an Werner und fühlte ein fast schmerzliches Unbehagen, daß er nicht wiedererschienen. Plötzlich aber sah ich von meinem Pferde aus die Diener und die Freunde unserer Kunst, die sich gewöhnlich am Eingange aufstellten, verschwinden und nach der Gegend der Ställe eilen, ich errieth, daß er gekommen sei, das gab mir neuen Muth, ich spornte mein Pferd an und ritt einige Minuten lang, wie um mich zu betäuben, in rasendem Galopp, während ich die kühnsten Productionen versuchte. Das Publikum jauchzte mir Beifall, und erschöpft, ohne Athem, verließ ich die Rennbahn und sprang vom Pferde.

„Hier sah ich nun, umringt von den Mitgliedern der Gesellschaft, einen Reiter, den ich trotz seines veränderten Kostüms sogleich erkannte. Es war Werner. Er trug die Tracht der ungarischen Rossehirten, die unter dem Namen der Czikos bekannt sind — einen breitkrempigen Filzhut, eine dunkle Jacke, weiße weite Beinkleider und Stiefel mit Sporen. In der Hand

hielt er einen langen Lederriemen. Er ritt auf einem Rappen von ungarischer Race, einem Thiere, das nicht sehr schön, aber, wie es schien, gewandt und kräftig war. So hielt er ruhig auf dem Pferde und musterte die Mitglieder der Truppe. Er sah prächtig aus, so fremdartig, so eigen — den Schnurrbart hatte er in zwei spitze Enden gewunden, das lockige blonde Haar geflochten. — Alle sahen ihn überrascht an, Keiner wagte zu sprechen. Nur Bottelini trat an ihn heran und fragte, ob er bereit sei. Ehe er antwortete, sah er mich und grüßte mich höflich, aber mit einer Handbewegung, wie ich sie bis dahin nur an vornehmen Leuten bemerkt. Ich fühlte, daß ich tief erröthete.

„»Signore,« sagte er dann zu Bottelini, »ich stehe zu Ihren Diensten. Wie Sie sehen, werde ich die Rolle eines ungarischen Hirten übernehmen. Aber ich bedarf dazu noch eines andern Pferdes, das ich einfangen muß. Geben Sie mir Ihren schnellsten Renner und seien Sie unbesorgt — ich werde ihm keinen Schaden thun. Aber das Pferd muß wirklich wild werden und mir ausweichen, sonst verliert das

Spiel seinen Reiz. Ich würde Sie deshalb bitten, die vordersten Bänke räumen zu lassen und Ihrem Stallmeister zu befehlen, auf das Pferd zu achten, damit es keinen Schaden anrichtet.«

„»Um Himmelswillen,« rief Bottelini,» das dürfen wir nicht wagen!«

„»Sie sind furchtsam!« meinte Werner. »Nun, dann kann ich auch allein reiten. Sonst würde ich Ihnen mein Wort gegeben haben, daß kein Unglück geschieht. Dafür habe ich meine Schlinge in der Hand, ich kann das Pferd jeden Augenblick einfangen. Indessen, wenn Sie ängstlich sind —«

„Werner erreichte seine Absicht. Der spöttische Ton reizte den Direktor.

„»Aengstlich,« rief er, »nein, das bin ich nicht. Ich will Ihnen meinen besten Renner geben und die vorderen drei Bänke im Parquet räumen lassen — die hinteren sind ohnehin nicht besetzt. Aber dann, mein Herr, hoffe ich, daß Sie Ihren Versprechungen Ehre machen.«

„Damit eilte Bottelini in den Circus, um die Räumung der vorderen Bänke anzuordnen, und Werner blieb auf seinem Pferde unter uns.

Einige, die jetzt Muth gefaßt hatten, stürmten an ihn heran und machten ihn auf Einiges am Sattelzeug aufmerksam, das sie für mangelhaft hielten. Er hörte aufmerksam zu, besichtigte auch das Riemzeug, sagte: »Ich danke Ihnen!« und änderte nicht das Geringste. Das verletzte die Mitglieder. Sie flüsterten heimlich und spotteten. Nur die Frauen waren gebannt wie ich und starrten ihn an, während er mit Signora Bottelini plauderte.

„»Es ist Alles in Ordnung!« rief der Direktor zurückkehrend. »Führt den „Blitz" in die Manege. Sie mögen mit ihm machen, was Sie wollen, Herr Werner — es ist ein vortreffliches Pferd.«

„Die Diener führten den „Blitz" in die Reitbahn; Werner musterte ihn flüchtig. Dann klopfte er seinen Rappen auf den Nacken.

„»Wacker, wacker!« sagte er zu dem Pferde. »Verlaß mich heut nicht, Alter!«

„Der Rappe wieherte und tanzte.

„»Ist es Zeit?« fragte Werner den Direktor, der am Eingang zur Manege stand.

„Bottelini bejahte und Werner ritt langsam in die Reitbahn. Ich fühlte kein Leben mehr

in mir, mein Herz schien still zu stehen. Den Anderen folgend drängte ich mich nach dem Eingang der Manege, wo ich nie sonst stand. Mein ganzes Leben lag in meinen Augen. — —"

„Fahren Sie fort!" rief Lodoiska beinahe heftig, als Adelaide hier eine Pause machte. „Sie schildern meine eigenen Gefühle. Fahren Sie fort."

„Ich habe wenig mehr zu sagen," antwortete Adelaide. „Wie sollte ich Ihnen auch beschreiben, was Niemand zu schildern vermag — seine Art zu reiten, seine grenzenlose Kühnheit und Verwegenheit, seine Grazie und Sicherheit selbst bei den furchtbarsten Wagnissen. Langsam ritt er bis mitten in die Manege und schien den „Blitz" zu mustern. Schon seine wunderbar feste Haltung imponirte den Zuschauern, und hin und wieder rief man ihm ein Bravo zu. Der „Blitz" selbst schien sich zu fürchten; das sonst so muthige und so gelehrige Pferd begann unruhig zu werden und wollte zurück in den Stall. Die Diener, rings um die Barrière vertheilt, trieben es zurück. Nun begann es die Manege zu durchlaufen, erst langsam, dann schneller, während Werner seine

Schleife ordnete und sein Pferd dabei die gewandtesten und zierlichsten Manöver ausführen ließ. Dann begann er die Jagd. Der „Blitz“ schien zu glauben, es drohe ihm wirkliche Gefahr. Mit weit geöffneten Nüstern und fliegender Mähne schoß er dahin, überall einen Ausweg suchend, überall zurückgetrieben. Sie wissen selbst, wie Unglaubliches Werner leistet. Weshalb soll ich es Ihnen schildern? Nur, wer es sieht, hält das für möglich, was er thut. Jedermann hätte es für unmöglich gehalten, in dem engen Kreis der Manege eine Jagd nach einem einzelnen Pferde vorzuführen. Und doch — wie er es that, ward es zur vollständigen Wirklichkeit. Es schien eine wirkliche Jagd zu sein, mit allen Schwierigkeiten. Werner ließ sein Pferd über Gräben und Hecken fortsetzen, die nicht vorhanden waren und die man doch zu sehen glaubte. Bald riß er sein Pferd von Abgründen zurück, so gewaltsam, mit einer solchen Kunst und zugleich mit einer solchen Natürlichkeit, daß die Zuschauer laut aufschrieen und dann wieder athemlos nach ihm hinstarrten. Bald hing er nur auf einer Seite seines Pferdes, bald stand er

im Sattel, immer seinen Riemen schwingend. Allmählich begann das Publikum in ein rasendes Beifallsgeschrei auszubrechen, als wolle es seiner eigenen Angst Luft machen. Nur noch toller jagte Werner, bis er endlich dem „Blitz" die Schleife über den Hals warf und sein Pferd nach der entgegengesetzten Seite trieb. Der „Blitz" stürzte wie todt nieder und triumphirend sprengte Werner zwischen uns hindurch, zum Theil über uns fort, aus der Manege. Das war sein Debüt, seine erste und einfachste Produktion. Er hat später tausend Mal Gefährlicheres und Kühneres geleistet.

„Und wir — wir Kunstreiter selbst? — wir hatten mit Ensetzen zugesehen, denn wir wußten recht gut, daß dies keine Kunst, sondern wilde Natur sei, daß Roß und Reiter in jedem Augenblick dem Tode nahe waren, daß dieser Mann wagte, was keiner von unsern Reitern selbst im Rausche gewagt haben würde. Dem Direktor stand der Schweiß auf der Stirn, und einige von unseren kühnsten Reitern sah ich sich vor Entsetzen schütteln. Aber als er die Manege verlassen, stimmten alle in den Beifall des Publikums ein und eilten Werner

nach, um ihn anzustaunen, ihm ihre Begeisterung zu melden. Er aber hielt kalt und ruhig — wie Sie ihn so oft seitdem gesehen — auf seinem schnaubenden Rosse. Seine eisige Miene schreckte Jeden zurück; selbst die Begeistertsten wurden bleich, als hätten sie den Tod gesehen und Manche sah ich die Hände ballen und hörte sie Verwünschungen gegen den ausstoßen, den sie so eben noch wie einen Gott bewundert hatten.

„Nur als Bottelini sich ihm nahte, lächelte er.

„»Nun, Signore,« sagte er, »wollen Sie mich morgen wieder reiten lassen?«

„»Mein Herr, ich bin Ihr allerunterthänigster Diener und bitte Sie tausend Mal um Verzeihung!« sagte der Direktor mit der tiefsten Unterwürfigkeit. »Sie mögen reiten, so oft und was Sie wollen. Gott schütze Sie — er allein vermag es! Hören Sie den donnernden Beifall. Das Publikum wünscht Sie noch einmal zu sehen.«

„»Den Teufel — was schiert mich das Publikum!« rief er höhnisch auffahrend. »Sagen Sie den Narren, ich sei ein Dilletant und

ließe mich nicht herausrufen. Ich komme nicht!«

„Bottelini ging, als wäre er der letzte Stallknecht und beschwichtigte das Publikum, dessen wüthender Lärm immer noch herüberdröhnte.

„»Sie lassen wohl für das Pferd sorgen — es mag bei Ihnen bleiben,« sagte er zu einem Stallmeister, schwang sich aus dem Sattel, nahm einen weiten Mantel um, den der Diener hielt, grüßte uns höflich und verschwand.

„Alle waren darüber einig, daß er kein Kunstreiter sei, sondern die rasende Geschicklichkeit, die er bewiesen, nur durch freie Uebung und durch ein trotziges Herausfordern aller Gefahren erlangt habe. Bottelini's Glück, eine solche Acquisition gemacht zu haben, kannte keine Grenzen. Er überlegte nur, wie er diesen Reiter fesseln könne — ich glaube, wir überlegten es Alle. Denn obgleich ihn die Männer, oder wenigstens viele von ihnen, seit diesem ersten Abend haßten, so fühlten sie sich dennoch, ähnlich wie die Frauen, zu ihm hingezogen. Er erweckte überall eine unerklärliche, fast räth-

selhafte Theilnahme. Wir erschöpften uns in Vermuthungen, was und wer er sei. Aber wir sind bis auf den heutigen Tag nicht darüber aufgeklärt worden. So wie Werner jetzt ist, war er immer. Die Truppe und selbst der Direktor sah ihn nur, wenn er ritt oder wenn er Lust hatte, sich zu zeigen. Im Uebrigen ging er seine eigenen Wege, kalt und gleichgiltig gegen jede Theilnahme, jede Neugierde, jeden Beifall. Zuweilen glaubten wir zu sehen, daß Erinnerungen ihn ergriffen; aber er wußte sie stets in derselben Minute niederzukämpfen. Wie ich Ihnen schon sagte, ich habe ihn nur einmal schwach gesehen, jenen ersten Abend, und damals schien er körperlich ermattet zu sein."

„Sie sprechen nur im Allgemeinen von ihm," sagte Lodoiska leise. „Und doch haben Sie selbst ihm näher gestanden, als irgend Jemand anders von der Truppe."

„Wer kann das wissen?" antwortete Adelaide kopfschüttelnd. „Wer kann sagen, ob er diesem Manne nahe gestanden? Ihm ist Alles nur Spielwerk, Zerstreuung, vorübergehende Belustigung. So wie ich, haben ihm viele,

viele nahe gestanden — das weiß ich sehr gut. Als ich zuerst ahnte, daß ich von ihm verrathen sei, wollte mir das Herz brechen. Damals aber tröstete er mich — zum ersten Male sprach er sanft und theilnehmend mit mir und ich schöpfte neue Hoffnung. Er wußte mich zu täuschen, und ich glaubte ihm, wenn er mit mir sprach. Ich zweifelte nur, wenn ich allein war. Sie sind die erste Rivalin, die er mir offen entgegenstellt — nicht die einzige, auch nicht die letzte, das weiß ich sehr wohl. Glauben Sie nicht, daß ihn die Opfer, die Sie gebracht, auch nur einen Augenblick länger fesseln werden, als ihm gut dünkt. Jede hat ihm so viel geopfert, wie Sie. Ich sagte Ihnen, was ich war, als Werner zu Bottelini kam — ein junges heiteres Mädchen mit fröhlichem und unschuldigem Herzen. Was bin ich heut? Was ist dem kurzen Rausche der Liebe gefolgt? Ich bin an diese Truppe gefesselt, die ich sonst längst verlassen hätte, ich führe ein elendes Leben, nur weil er noch hier ist und weil ich ihn nicht verlassen kann. Ich büße jetzt lange und schwer für jenes erste selige Entzücken, das ich empfand,

als ich triumphirend sah, daß Werner mich vor allen Anderen auszeichnete."

Sie schwieg und sah düster vor sich hin. Auch Lodoiska saß bleich und schwer athmend neben ihr. Sie mochte in der Vergangenheit Adelaidens ihre eigene Zukunft lesen.

„Und über seinen Stand, über seine früheren Schicksale haben Sie nichts erfahren?" fragte sie dann.

„Nichts," antwortete Adelaide. „Ich selbst habe nie gewagt, mit ihm darüber zu sprechen. Ich ahnte, daß seine Vergangenheit eine düstere und traurige sei und wollte ihm keinen Schmerz bereiten. Zu einem Andern aber hat er nie gesprochen. Bottelini ist sein Diener, aber nicht sein Freund. Selbst Alfred, der in Paris zu uns kam und an den sich Werner mehr anschloß, als an jeden Andern, selbst Alfred hat nichts von ihm erfahren können. Er ist und bleibt ein Räthsel."

Wieder trat eine Pause ein, deren peinliches Schweigen erst durch den Kellner unterbrochen wurde, der den Kaffee servirte und einige Zeitungen auf den Tisch legte.

Lodoiska that, als ob sie trinke und lese,

aber es war leicht zu sehen, daß ihre Gedanken sich nur mit dem Abwesenden beschäftigten. Bei jedem Schritt auf dem Corridor erschrak sie und wollte sich erheben. Aber die Zeit verging, es wurde lebendig in dem weiten Hause, die einzelnen Schritte erstarben in dem allgemeinen Getümmel, und er kam noch immer nicht.

Mechanisch hielt sie die Zeitung in der Hand und ihr Auge ruhte zuweilen zerstreut auf den Zeilen, bis sie plötzlich erschrak und einen leisen Schrei ausstieß. Adelaide eilte zu ihr — denn auch die letzten Blutstropfen waren aus Lodoiska's Gesicht gewichen, bleich wie ein Gespenst saß sie da und starrte auf die Zeitung.

„Heiliger Gott, mein Vater!“ rief sie dann mit einem gellenden Schrei und sank zurück.

Adelaide begriff, daß dies eine ernste, vielleicht tödtliche Ohnmacht sei. Sie klingelte, rief ihre Freundinnen und ließ nach dem Arzt schicken. Inzwischen beschäftigte sie sich selbst mit der Bewußtlosen, entkleidete sie und trug sie nach dem Bett im anstoßenden Zimmer,

wohin sie nur diejenigen führte, die in das Geheimniß Lodoiska's eingeweiht waren.

Als der Arzt kam, war die Polin bereits aus der Ohnmacht erwacht, aber nichts, als ein zuweilen schweres, zuweilen kaum hörbares Athmen zeigte, daß sie wieder lebe. Ihre Augen blieben geschlossen, sie antwortete auf keine Frage, sie schien kein Gefühl, keine Empfindung mehr zu besitzen. Der Arzt schüttelte den Kopf und wußte nicht, was zu thun sei. Er vermuthete eine heftige und plötzliche Unterdrückung der Nerven-Funktionen, einen Nervenschlag und empfahl die äußerste Vorsicht und Ruhe.

Während dessen hatte Adelaide in der Zeitung die Nachricht gesucht, die Lodoiska mit solchem Schrecken erfüllt. Sie fand sie unter den kleinen Notizen im Feuilleton und las dort Folgendes:

„Wernigerode, im Harz. Wie unseren Lesern erinnerlich sein wird, berichteten wir vor einiger Zeit das seltsame und unerklärliche Verschwinden der jungen Tochter des polnischen Fürsten B., der sich auf einer Reise durch den Harz im Hasselthal aufhielt.

Die junge Prinzessin ist bis jetzt, trotz aller Nachforschungen, nicht gefunden worden; leider scheint es sogar, als sei selbst der Fürst, ihr Vater, ein Opfer des Eifers geworden, mit dem er sein verlornes Kind aufgesucht. Er ist seit einigen Tagen ebenfalls verschwunden und man vermuthet, daß er in einen Abgrund gestürzt sei, da er sich oft bis auf die äußersten und gefährlichsten Spitzen der Felsen wagte, um in die Tiefe hinabzublicken und eine Spur von seinem Kinde zu finden. Die ganze Umgegend ist in Aufregung über das Schicksal des hohen Herrn, dessen Schmerz über den Verlust der Tochter hier das allgemeinste Mitleid erregte. Hunderte von Bewohnern der Nachbarschaft, unterstützt von den Revierförstern und den Führern, sind damit beschäftigt, den Verschwundenen aufzusuchen. Mögen ihre Bemühungen recht bald vom Erfolg gekrönt werden!"

„Armes Kind," sagte Adelaide mit einem Seufzer. „Du wirst bald eben so verlassen in der Welt stehen, wie ich. Der Tod wäre das Beste für uns Alle!"

Der Zustand Lodoiska's veränderte sich im

Laufe des Vormittags nicht und sowohl dieser Zwischenfall, wie das Ausbleiben Werner's und Alfred's, erregten große Unruhe in der Gesellschaft Bottelini's, um so mehr, da dieselbe mit dem Nachmittagszuge nach Berlin abreisen wollte.

Im Laufe des Nachmittags erschien Einer von den beiden Männern. Es war Alfred. Alle wichen vor ihm zurück — so fahl war sein Gesicht, so hohl sein Auge, so entsetzlich drohend der Ausdruck seines Gesichts. Er hatte eine kurze Unterredung mit Bottelini, in Folge dessen der Direktor sehr niedergeschlagen den Mitgliedern sagte, man werde am Nachmittag ohne Werner nach Berlin reisen. Lodoiska sollte unter Adelaiden's Schutz in Hamburg zurückbleiben. Länger als acht Tage jedoch konnte der Direktor seine erste Reiterin nicht entbehren. War dann keine Aenderung und Besserung im Zustande Lodoiska's eingetreten, so wollte man die wahre Sachlage der Polizei mittheilen.

Eine andere Schwierigkeit boten die Effekten Werner's. Bottelini und Alfred besichtigten zusammen, was sich in dem Zimmer be-

fand und entdeckten das Kästchen, in dem der Schlüssel steckte. Als sie es öffneten, lag oben auf ein Zettel mit den Worten: „Wenn ich nach vier Wochen, vom heutigen Morgen ab, weder zurückgekehrt bin, noch sonst ein Lebenszeichen gegeben habe, so sind die einliegenden Briefe an ihre Adresse abzusenden und die sonstigen Papiere Denen zuzustellen, deren Name sich auf dem Umschlag befindet. An meinen übrigen Habseligkeiten ist nichts gelegen. Die Pferde mag Signor Bottelini in seine Fürsorge nehmen, bis ich selbst zurückkehre. Geschieht das nicht, so mögen sie sein Eigenthum sein!"

„Sie haben mir einen harten Schlag versetzt, Alfred!" sagte der Direktor, in dessen Auge eine Thräne stand, zu dem Vicomte. „Ich muß meine Laufbahn von Neuem anfangen."

„Er hätte Sie ohnehin eines Tages verlassen!" antwortete der Vicomte kurz. „Wollen Sie das Kästchen an sich nehmen und mit dem Inhalt verfahren, wie er angeordnet hat? Ich kenne Sie als einen Ehrenmann, Herr Direk-

tor. Werner's Eigenthum ist sicher in Ihren Händen."

„Gewiß!" sagte Bottelini seufzend. „Kommen Sie! Meine Pläne für Berlin sind so gut wie vereitelt! Was soll ich dort ohne Werner?"

„Ich wiederhole Ihnen, ich weiß nicht, ob er todt ist, ich kann es nicht wissen," sagte der Vicomte hastig. „Ich vermuthe und wünsche es! Ich werde noch vier Wochen bei Ihnen bleiben. Ist er dann nicht zurückgekehrt, so dürfte er freilich nie wiederkehren!"

Betrübt nahm der Direktor Abschied von Adelaide, die ihn leise und bebend fragte, ob er nichts von Werner wisse. Bottelini antwortete ihr, Werner sei allein in einem Boote auf die Elbe hinausgefahren und noch nicht zurückgekehrt. Aber er habe ja schon tollere Streiche gemacht und sei stets zurückgekommen. Jedenfalls werde wohl Adelaide die Erste sein, die Nachricht von ihm erhalte.

Mit diesem schwachen Trost verließ er die Kunstreiterin, die sich mit schwerem Herzen wieder an das Bett Lodoiska's setzte.

„Ich wünschte, er wäre todt und auch ich!"

flüsterte sie vor sich hin. „Aber er stirbt nicht, nein! Und auch ein Frauenherz bricht nicht so bald, als man hofft! Es wäre so leicht, diese Qualen zu endigen, und doch auch so feig und schwach! Die Erlösung muß endlich kommen — wann aber, wann? — wie lange wird es währen?"

Niemand antwortete ihr. Nur Nero stieß ein kurzes Geheul aus und streckte sich mißmuthig zu Adelaidens Füßen nieder.

Eine Morgenfahrt.

Wir wissen, daß von den beiden Männern nur Alfred zurückgekehrt war. Hatte der Vicomte seinen Zweck erreicht? Hatte er seinen Todfeind getödtet?

Er selbst wußte es nicht. Ihn selbst quälte der Gedanke, ob der Mann eine Leiche sei, den er glühend haßte, dem er aber seine unfreiwillige Bewunderung nicht versagen konnte, und den er einst zu lieben versucht hatte. Er triumphirte, daß er sich an dem Feinde gerächt, und doch nagte etwas an seinem Herzen, das er sich nicht erklären konnte. Es ist stets ein entsetzlicher Gedanke, der Mörder eines Menschen zu sein, selbst wenn man überzeugt ist, eine gerechte und heilige Strafe vollstreckt zu haben.

Aber noch lastete diese Schuld nicht auf dem Gewissen des Vicomte. Vielleicht hätte er freier geathmet, wenn er die Fortsetzung dessen gekannt hätte, von dem wir jetzt auch den Anfang berichten wollen.

Wir haben die beiden Männer in dem kritischen Moment verlassen, in dem sie die Ruder von sich warfen und zu ihren Pistolen griffen.

Die Elbe, in jener Gegend meilenbreit, wird durch Sandbänke und Untiefen in vielerlei Arme getheilt, die freilich zur Zeit der Fluth verschwinden und ein gemeinsames Bett bilden, aber doch ihre gesonderte Strömung beibehalten. Nach einem dieser Hauptarme, auf der südlichen Seite nach Harburg zu, hatten die Beiden ihre Boote gelenkt. Das Fahrwasser war einsamer und die Strömung weniger stark. Beide kannten die Elbe und auch jenen Theil derselben. Sie hatten mit einigen jungen Hamburgern mehrere Segelparthieen meilenweit hinaus gemacht.

Selten mochte ein so ruhiger und schöner Morgen zu einem so wilden und abenteuerlichen Unternehmen geleuchtet haben. Die Sonne stand noch wenig über dem Horizont, die Ufer

verschwanden auf beiden Seiten in blauer Dämmerung, ein frischer, angenehmer Wind kräuselte das Wasser. Es war ein Morgen, an dem sonst das Menschenherz sich zu öffnen, allen Gram und alle Sorge zu vergessen und neuen Muth, neue Hoffnung aus der kühlen Luft zu athmen pflegt. Alles glänzte und flimmerte in mattem Blau und blitzendem Silber. Die Möven schossen spielend durch die Luft, die Wellen murmelten — denn es war Fluthzeit — und aus weiter Ferne, aber doch vernehmlich genug, drang der Lärm des erwachenden Lebens vom Hamburger Hafen herüber. Kein Sonntagsmorgen konnte heiliger und schöner sein, als der Morgen auf dieser weiten Wasserfläche, auf der ein ewiger Frieden zu ruhen schien.

Wenn in dem Herzen eines der beiden Männer Erinnerungen an die heilige Stille eines solchen Sonntagsmorgens aufstiegen, so war es in dem Herzen des Grafen. Er hatte sich auf die mittlere Bank des Bootes gesetzt und sah gleichsam träumend und unbekümmert um das, was ihn bevorstand, vor sich nieder. Die Pistolen hatte er auf das eine Knie gelegt

und hielt sie dort lässig, so daß sie nicht niederfallen konnten. Der Ausdruck seines Gesichts war ruhig, fast heiter. Zuweilen schien es sogar, als ob ein Lächeln um seinen Mund spiele. Jedenfalls fürchtete er nicht die Schrecken des Todes. Ein Dichter, ein träumender Knabe hätten sich nicht mit süßerm Wohlbehagen von den Wellen dahintragen lassen, um sich ihren phantastischen Gebilden ganz hinzugeben.

Anders der Vicomte. In seinen Augen blitzte der Haß, aus seinen unruhigen Mienen leuchtete die Ungewißheit und die Erwartung. Er untersuchte sorgsam seine Pistolen, aber seine Blicke schweiften dabei unablässig zu Werner hinüber. Vielleicht hielt er die Ruhe des Grafen nur für Verstellung.

Noch waren die Boote zu weit auseinander, als daß Alfred mit Sicherheit einen Schuß hätte wagen können, obgleich er, für jeden Fall gerüstet, das Pistol in der Hand hielt. Ungefähr funfzig Schritt von einander entfernt glitten die Boote ruhig mit derselben Geschwindigkeit den Strom hinab. Kein andres Fahrzeug war in der Nähe zu sehen. Nur in weiter Ferne zogen helle Segel vorüber.

Eine Viertelstunde verstrich. Die Boote näherten sich nicht. Im Gegentheil — vor einer kleinen Sandbank, an welcher der Strom sich theilte, geriethen sie noch weiter von einander und entfernten sich dann mehr und mehr. Hunderte von Schritten lagen jetzt zwischen den beiden Booten, und es schien nicht, als ob sie sich sobald wieder nähern würden. Dennoch, abermals nach einer Viertelstunde, kamen sie einander wieder so nahe, daß ein Gespräch möglich war.

„Wir haben vergessen, eine Zeitbestimmung zu treffen, wie lange diese Jagd dauern soll!" rief Werner, seine nachsinnende Stellung aufgebend.

„Bis Sonnenuntergang," antwortete der Vicomte.

„Gut," erwiederte Werner, und träumerisch ließ er den Kopf abermals auf die Brust sinken.

„Wollen Sie stets so sitzen bleiben?" rief der Vicomte. „Wollen Sie sich nicht vertheidigen?"

„Ich glaube, es bleibt mir überlassen, was ich zu thun habe," antwortete Werner, ohne aufzublicken.

Aufs Neue trennten sich die Boote. Sie näherten sich jetzt bereits dem Hauptarme des Flusses, dessen Strömung weit stärker ist und dessen Fahrwasser die Verbindungsstraße zwischen Hamburg und dem Meere bildet. Die Umrisse der nördlichen Ufer, die schönen Berge von Blankenese, traten deutlicher aus dem dämmernden Blau des Morgens hervor, stattliche Fahrzeuge, Dreimaster, Ostindienfahrer kamen den Strom herauf und herunter und verliehen dem Anblick etwas großartig Belebtes. Wie Nußschalen verschwanden die beiden kleinen Boote inmitten dieser grandiosen Fahrzeuge auf dem meilenbreiten Strom. Gewiß achtete Niemand auf sie, der sie in der Nähe des südlichen Ufers still und unscheinbar dahingleiten sah. Und doch trugen sie Beide eine schwerere Last, als mancher von den großen Dreimastern — sie trugen den drohenden Tod, den glühenden Haß und den Ueberdruß des Lebens. —

Eine fieberhafte Unruhe schien allmählich den Vicomte zu ergreifen. Es mußte etwas entsetzlich Aufregendes für ihn haben, so erwartungsvoll den Grafen anzublicken, der scheinbar so ruhig und selbstvergessen ihm gegenüber

saß und einen so schneidenden Gegensatz mit ihm selbst darbot. Er fühlte, daß es ihm unmöglich sein würde, diese Spannung lange zu ertragen. Die Unruhe, die schlaflose Nacht hatten seine Nerven überreizt; er konnte die Unthätigkeit, zu der ihn der Zufall verdammte, nicht ertragen. Aengstlich achtete er auf jede Veränderung der Strömung und sandte die Blicke voraus, um wenigstens ungefähr zu wissen, wann die Boote sich bis auf Schußweite nähern würden.

Jetzt wandten sie sich einander wieder zu. Alfred erhob den Arm.

„Geben Sie Achtung!“ rief er zu Werner hinüber. „Ich zögere nicht länger.“

„Wie Sie wollen!“ antwortete der Graf aufblickend und nahm ebenfalls ein Pistol in die Hand.

Dieses Mal näherten sich die Boote mit großer Schnelligkeit. Jetzt waren sie hundert — dann nur fünfzig Schritte von einander entfernt. Alfred stand auf und zielte. Werner behielt seine sitzende Stellung und erhob ebenfalls die Waffe.

Alfred schoß. Der Knall verhallte mit je-

ner eigenthümlichen Kürze und Bestimmtheit, die man stets bei lauten Tönen auf weiter Wasserfläche bemerkt. Aber der Graf war nicht getroffen. Mit erhobenem Pistol saß er da und blickte Alfred an. Die Boote näherten sich jetzt nicht mehr. Sie trieben in einer Entfernung von ungefähr dreißig Schritt neben-einander.

„Weshalb schießen Sie nicht?" rief Alfred zornig.

„Weil ich keine Lust habe," antwortete Werner.

„Schießen Sie, oder ich feure zum zweiten Male!" rief der Vicomte.

„Wie Sie wollen," antwortete der Graf und senkte sein Pistol.

Alfred biß die Zähne auf einander. Die Kaltblütigkeit, die Todesverachtung seines Geg-ners beleidigte ihn tödtlich. Er mußte diesen Menschen bewundern. Eine Minute lang senkte auch er die rechte Hand. Dann erhob er sie wieder und ließ sie wieder sinken. Die Boote entfernten sich von einander, die Gelegenheit war vorüber. Alfred setzte sich und lud das abgefeuerte Pistol.

Doch sollte seine Ungeduld nicht zum zweiten Male auf die Probe gestellt werden. Nur wenige Minuten blieben die Boote außer Schußweite, dann näherten sie sich wieder.

Jetzt erhob sich Werner. Ob er seinen Feind nur reizen, ob er wirklich und ernstlich angreifen wollte, blieb unentschieden.

„Hüten Sie sich!“ rief er dem Vicomte zu. „Dieses Mal werde ich Ihnen antworten!“

Alfred war aufgesprungen. Werner feuerte ohne zu treffen. Es mußte Absicht gewesen sein, denn bei dieser Nähe war es fast unmöglich, zu fehlen.

Der Vicomte schoß eine Sekunde später. Werner schwankte, das Boot mit ihm, dann sank er nieder — seine Hand griff nach dem Rand des Bootes. Eine Minute lang hielt er sich dort noch in knieender Stellung aufrecht, dann sah ihn Alfred verschwinden.

Der Vicomte war aufrecht in seinem Boote stehen geblieben. Ein eisiges Frösteln ging ihm durch die Glieder. Er hatte seine Absicht erreicht und doch schrie eine Stimme in ihm, es wäre besser, wenn es nicht geschehen.

„Werner,“ rief er, „Werner — sind Sie schwer verwundet?“

Keine Antwort. Alfred stieg auf die Ruderbank und blickte hinüber in das andere Boot, das jetzt keine zwanzig Schritt entfernt war. Aber er sah nur einen Theil von der Schulter Werners und diese bewegte sich nicht.

Hastig warf der Vicomte seinen Rock von sich und sprang in das Wasser um nach dem andern Boote zu schwimmen. Aber in demselben Augenblick veränderte sich die Strömung. Schnell entfernte sich das Boot Werners und Alfred begriff, daß er es nicht mehr erreichen könne. Er schwamm nach seinem eigenen Boote, und mit großer Mühe, mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft gelang es ihm, dasselbe zu erreichen. Als er jetzt nach Werner hinüberblickte, sah er, wie das Boot desselben, das in die Mitte des Stromes getrieben worden, schnell dahin schoß, während sein eigenes Boot in dem ruhigern Wasser nur langsam weiter trieb. Nach wenigen Minuten waren die beiden Fahrzeuge tausende von Schritten von einander entfernt.

„Es war Gottes Wille!“ — murmelte

der Vicomte vor sich hin. „Ich will an mich selbst denken!“

Er schwenkte sein Taschentuch, damit man ihn bemerke und nach einiger Zeit sah ihn ein Fischer und kam zu seinem Beistand herbeigerudert. Alfred erzählte ihm ein Mährchen, daß ihm die Ruder entglitten und er in's Wasser gesprungen, um sie aufzufischen, und ließ sich von dem Schiffer nach Blankenese hinüberrudern.

Von dem Boote Werner's war längst nichts mehr zu sehen, als ein ganz kleiner schwarzer Punkt. Leicht war es möglich, daß es von einem größern Schiffe in den Grund gebohrt wurde, denn es trieb mitten in der befahrenen Strömung.

In Blankenese trocknete der Baron seine Kleider und von dort kehrte er nach Hamburg zurück. Er kam vorüber an der Villa Hortensens. Aber er hatte nicht den Muth, auch nur einen Blick auf das freundliche Haus zu werfen, in dem Diejenige wohnte, die diesen Zweikampf hervorgerufen.

Master Harris.

In derselben Morgenstunde, in welcher Adelaide an dem Krankenlager Lodoiska's ihren Gedanken nachhing und Alfred rachedürstend nach dem Boote hinüberstarrte, kam ein stattlicher Kauffahrer mit vollen Segeln die Elbe herauf.

Alles an und auf ihm verkündeten eine lange Fahrt; die Takelage, die Masten, die Seitenwände des „Orion“, die Kleider der Matrosen, Alles verrieth, daß Monate einer anstrengenden und mühsamen Reise vergangen, ehe es jetzt die freundlichen Ufer der Elbe erreicht. Um so freudiger aber leuchteten die Gesichter der Matrosen. Die strenge Disciplin

der langen Seefahrt war vorüber; in Gruppen standen sie plaudernd auf dem Decke, — schon lag das Ziel vor ihren Augen, schon sahen sie den Mastenwald von Hamburg. Heitere Worte flogen von Mund zu Mund, derbe Matrosen-scherze klangen über das Deck. Selbst der Steuermann überließ dem Lootsen die Leitung des Rades und nahm Theil an der lustigen Unterhaltung.

Auf dem Hinterdeck, auf der Stelle, die der Capitain einzunehmen pflegt, wenn er sich auf dem Deck befindet, stand ein einzelner Mann und ließ gleichfalls seinen Blick über die schönen Ufer schweifen. Es war nicht der Capitain selbst, das verrieth seine Tracht, die durchaus nichts Seemännisches hatte, sondern eher auf einen Pflanzer, einen überseeischen Plantagen-Besitzer deuteten. Aber gebräunt waren seine Wangen, wie die eines alten See-fahrers und sein spärliches Haar flatterte im frischen Winde so silberweiß, als hätten es viele, viele Jahre hindurch Seeluft und Wogen-schaum gebleicht. Er mochte ungefähr sechszig Jahr alt sein — ob älter, ob jünger, das verriethen die gebräunten Züge nicht, aus

deren scharf markirten Linien eine eiserne Energie sprach. Dieselbe Festigkeit und Kraft leuchtete aus seinen großen graublauen Augen und aus dem starken, gedrungenen Bau seiner mittelgroßen Gestalt. Es lag etwas Ehernes in seinem ganzen Wesen. Ein einziger Blick in sein Gesicht genügte, um zu wissen, daß man sich einem Manne von unbeugsamer Willensstärke, von unerschütterlicher Energie gegenüber befinde.

Er stand jetzt und ließ sein großes Auge auf dem Strome ruhen und nach den Hügeln des nördlichen Ufers schweifen. Aber seine Miene verrieth keine Freude, kein wohlthuendes Gefühl des Wiedersehns. Er betrachtete Alles, als sehe er es zum ersten Male und als sei ihm Alles gleichgiltig. Und demnach konnte man nicht wissen, was in seinem Innern vorgehe; denn jedenfalls war dies eines von den Gesichtern, die längst verlernt hatten, die inneren Gefühle wiederzuspiegeln.

So stand er unbeweglich, bis sich ihm eine andere seltsame Gestalt näherte, die von dem Zwischendeck heraufgekommen war und ihn eine Zeit lang aus der Ferne betrachtet hatte.

Es war ein alter Neger, ebenfalls mit grauem Haar und so durch das Alter entstellt, daß es kaum möglich schien, sich irgend etwas Häßlicheres zu denken. Er trug eine wollene Jacke, weite helle Beinkleider, einen Strohhut und glänzende große Ringe in den Ohren. Auch seine Gestalt — groß und herkulisch — verrieth eine ungemeine Kraft und Muskelstärke. Tausende von Dollars mochten einst für ihn auf den amerikanischen Sklavenmärkten bezahlt worden sein, als er noch jung und rüstig war.

„Massa nicht stören dürfen?" fragte er, nach Negerart die Zähne fletschend, als er seinem Herrn nahe war.

„Was willst Du?" fragte dieser, sich kurz nach ihm hinwendend.

„Massa's Gepäck auf das Deck bringen?" fragte der Neger.

„Wir sind noch nicht so weit," antwortete ihm der Herr in englischer Sprache. „Es hat noch Zeit."

„Das Massa's Vaterland sein?" fragte der Neger.

„Ja wohl, Jack! Das ist mein Vaterland," antwortete der Herr.

„Wo keine Niggers, keine Sklaven sein?" fragte Jack.

„Keine Niggers, keine Sklaven," antwortete der Massa (Herr).

„Aber Jack immer Massa's Sklave sein!" sagte der Neger und seine Augen ruhten lauernd und forschend auf den Zügen seines Herrn.

„Nein," antwortete dieser. „Was frägst Du noch einmal? Ich habe Dir schon gesagt, daß Du in diesem Lande frei bist. Es wäre mir lieb, wenn Du mein Diener bliebest, aber Du brauchst es nicht, wenn Du nicht willst. Ich gebe Dir zwanzig Pfund jährlich, und außerdem Alles, was Du zur Erhaltung des Lebens nöthig hast. Willst Du mich verlassen, so mußt Du es mir ein Vierteljahr vorher sagen. Ich selbst werde Dich gegen Deinen Willen nicht fortsenden."

„Danke, Massa, danke!" antwortete der Neger. „Massa sich freuen, wieder in sein Vaterland sein?"

„Wie kommst Du darauf?" fragte der Herr beinahe spöttisch. „Nun ja, ich freue mich.

Du möchtest wohl auch in Dein Vaterland zurückkehren, Jack?"

„Nein, Massa, nein," antwortete der Neger schnell. „Nichts in Jack Vaterland, kein Freund, kein Bruder — Alles todt. Jack bei Massa bleiben!"

Das Gesicht des Herrn verfinsterte sich und er heftete einen durchdringenden Blick auf den Neger, der ihn mit einer Miene anstarrte, die zwischen Lachen und Grinsen die Mitte hielt.

„Gut denn," sagte er, „so bleiben wir beisammen. Du kannst mein Gepäck ordnen, damit Du es nachher, wenn wir im Hafen sind, sogleich auf Deck schaffen kannst."

„Ja, ja, Massa," antwortete der Neger und zog sich zurück.

Der Herr sah ihm mit demselben finstern Gesicht nach.

„Ich werde auf ihn achten müssen," flüsterte er vor sich hin. „Der Schurke hatte heut eine seltsam verschmitzte Miene, die mir früher nie aufgefallen. Sollte ich mich geirrt haben?"

Ein Ruf vom Vorderdeck her unterbrach seine Gedanken und sein Selbstgespräch.

„Ein Boot! Ein Mann drin!“ — rief ein Matrose. „Scheint todt oder krank. Er blutet!“

Alles eilte nach dem Steuerbord, auch der Herr Jack's. Er kletterte über die Tonnen und Kisten, die ihm im Wege standen, mit einer für seine Person fast unglaublichen Geschwindigkeit hinweg, und war einer der ersten an der niedern Brüstung, die sich rings um das Schiff zog.

Dort sah er, wie das kleine Boot, in dem Werner mit dem Gesicht nach dem Boden gekehrt, regungslos lag, schnell mitten in der Strömung an dem Kauffahrer vorüber schoß.

Einen Augenblick darauf war der Capitain des Kauffahrers neben ihm.

„Was ist das? Ein Verwundeter?“

„Wie es scheint ein Mann von Stande.“

„Ein Todter vielleicht — vielleicht ein Mord!“

„Soll ich ein Boot aussetzen lassen, um nachzusehen, Mr. Harris?“

„Aber eilen Sie, lassen Sie das Schiff beilegen!“

Diese kurze Unterredung wurde blitzschnell

zwischen den beiden Männern geführt, und im nächsten Moment gab der Capitain bereits seine Befehle. Das Schiff hemmte seinen schnellen Lauf, ein Boot senkte sich in das Wasser, einige Matrosen folgten. Auch Mr. Harris, der Herr Jacks, kletterte die Strickleiter hinab, sprang in das Boot und ergriff ein Ruder.

Nach ungefähr zehn Minuten war das Boot Werner's erreicht und nach dem Kauffahrer bugsirt. Werner war kalt, starr, leichenblaß. Jeder hielt ihn für todt. Nur Mr. Harris drang darauf, daß man ihn an Bord bringe und Belebungsversuche anstelle. So wurde denn Werner wie ein Leichnam hinaufgezogen und dann nach der Kajüte hinabgetragen. Alles, was man sonst im Boot gefunden, wurde sorgfältig bei Seite gelegt.

„Kaum in meinem Vaterlande, und schon ein Verbrechen!" sagte Mr. Harris. „Freilich, es ist drüben nicht anders. Der Mann scheint ermordet. Er hatte zwar selbst ein Pistol in der Hand, aber die Kugel ist seitwärts in die rechte Brust gedrungen — kein Mensch kann sich auf diese Weise selbst tödten. Vielleicht ist ein Kampf, eine Art von Duell voraufge-

gangen. Eines von den Pistolen dieses Mannes ist abgeschossen."

Inzwischen hatten Jack und ein Matrose, der zugleich das Amt eines Chirurgen auf dem „Orion" versah, Werner so weit als nöthig war, entkleidet. Der Graf mußte viel Blut verloren haben, noch sickerte es in einzelnen schweren Tropfen aus der kleinen Wunde in der rechten Seite.

„Ein schöner Mann, gebaut wie ein Apollo und ein Herkules zugleich," sagte Mr. Harris. „Und ohne Zweifel ein Mann von Stande. Er kann nicht todt sein, es scheint mir unmöglich. Wenn die Kugel nicht die Lunge erreicht hat — und das glaube ich nicht — so kann die Verwundung an dieser Stelle nicht tödtlich sein."

Er untersuchte die Wunde selbst mit einer kleinen Sonde, und ein Schmerzensseufzer, von einem schwachen Zucken begleitet, drang von den Lippen des Grafen.

„Er lebt — ich sagte es ja!" rief Mr. Harris. „Dann ist auch Hoffnung, ihn zu retten. Ein Körper, wie dieser, muß schon sehr viel Blut verloren haben, ehe er davon unter-

geht. Hat man nichts weiter bei ihm gefunden? Keine Papiere, keine Brieftasche?"

„Nichts, als die Pistolen, die Börse, ein Täschchen mit Cigarren und eine silberne Zündholzbüchse," entgegnete der Matrose. „Hier ist sein Taschentuch — mit Werner gezeichnet."

„Werner!" meinte Mr. Harris, „das ist doch nur ein Vorname. Es wundert mich, daß er keine Brieftasche bei sich geführt. Ist viel Geld in der Börse?"

Der Matrose schüttete es aus, während Mr. Harris sich unablässig mit dem Verwundeten beschäftigte, die Wunde auswusch und ihm die Stirn, die Schläfe mit Weinessig rieb.

„Einige Goldstücke, einige Banknoten und Silbergeld," berichtete der Matrose. „Im Ganzen über hundert Thaler."

„Nun, das führt Alles zu keiner Entdeckung," sagte Mr. Harris. „In Hamburg werden wir wohl mehr erfahren. Ein Mann von so außerordentlicher Schönheit muß dort bekannt gewesen sein. Todt ist er nicht. Ich halte die Wunde nicht einmal für lebensgefährlich oder schwer. Die Erschütterung, als die Kugel ihn traf, hat ihn zu Boden geworfen

und der heftige Blutverlust ihn betäubt. Ein geschickter Arzt kann ihn ohne Zweifel in wenigen Wochen wieder herstellen."

„So wollen Sie sich dieses Mannes annehmen?" fragte der Capitain des „Orion".

„Warum nicht?" antwortete Mr. Harris. „Ich muß mich ohnehin eine Zeitlang in Hamburg aufhalten, und dieser Zwischenfall, so traurig er auch ist, gewährt mir einige Beschäftigung. Wahrscheinlich wird jedoch die Polizei oder die Familie des Verwundeten mir bald genug die Sorge für ihn abnehmen. Bis dahin will ich glauben, das Schicksal habe mich zum Retter dieses Mannes bestimmt."

Er sagte das nicht schnell hintereinander, sondern in kurzen, abgebrochenen Sätzen, während er noch immer mit Werner beschäftigt war. Der Capitain wurde jetzt auf das Deck gerufen, denn der „Orion" näherte sich dem Hafen von Hamburg. Werner begann langsam zu athmen, vermochte aber die Augen nicht zu öffnen, schien auch nicht zu verstehen, was Mr. Harris ihn fragte. — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Ungefähr zwei Stunden darauf befand sich

Werner unter der Obhut eines Arztes in einem der drei schönen Zimmer, die Mr. Harris in einem der ersten Hamburger Hotels, am Alster-Bassin, gemiethet hatte. Wäre jetzt der Polizei sogleich Anzeige von dem Vorgefallenen gemacht worden, so würde Signor Bottelini Nachricht erhalten haben und weit beruhigter nach Berlin gereist sein, denn um diese Zeit befand er sich noch in Hamburg.

Mr. Harris aber hatte einige Geschäftsgänge zu machen, ehe er daran denken konnte, der Polizei nähere Auskunft zu geben. Auch war Werner in einem verschlossenen Krankenkorbe hinauf in die Zimmer Mr. Harris getragen worden, so daß ihn die Kellner, die ihn sonst wohl erkannt hätten, nicht sehen konnten. Erst um sechs Uhr Abends hatte Mr. Harris nach der Polizei geschickt, und als diese konstatirte, daß der Verwundete kein Anderer sei, als der „Dilettant Werner“, von dessen Verschwinden übrigens bereits ein dunkles Gerücht durch die Stadt lief — war es zu spät, Signor Bottelini zu benachrichtigen, da er bereits Hamburg verlassen hatte. Nur Adelaide erhielt — wie der Direktor richtig vorausgesagt hatte —

eher als jeder Andere Nachricht über das Schicksal Werners.

„Also ein Kunstreiter!" sagte Mr. Harris zu sich selbst, während er aus seinem Fenster über das schöne Alster-Bassin hinwegsah. „Das hätte ich nicht geglaubt. Derartige Leute gehörten nie zu meinen Passionen. Nun, ich habe mich einmal zu seinem Retter aufgeworfen, und dabei mag es bleiben. Er hat weder Freunde, noch Familie — Grund genug, ihn nicht zu verlassen. Was man von seiner Herkunft spricht, daß er ein Graf sei — und an all dem andern Firlefanz, daran ist gewiß kein wahres Wort. Das sind Erdichtungen, um von sich reden zu machen. Nun, wie dem sei — ich bin sein Freund geworden, und ohne eine solche Beschäftigung würde ich mich hier zu Tode langweilen. Der Arzt sagt, nach vierzehn Tagen, vielleicht schon eher, würde er hergestellt sein. Dann werden wir ja sehen, weß Geistes Kind er ist. Und ich brauche jetzt Freunde. Vielleicht habe ich mir hier einen Freund erworben!"

Sein Interesse für den Verwundeten wuchs jedoch, als am andern Tage, nachdem es ruch-

bar geworden, daß Graf Werner auf den Tod krank im Hotel darniederliege, eine förmliche Belagerung des Hotels eintrat. Alle Welt ließ sich nach seinem Befinden erkundigen, die jüngeren Leute kamen auch selbst, um nähere Nachrichten über das außerordentliche Ereigniß zu erhalten. Mr. Harris hatte keinen Augenblick mehr Ruhe. Er ließ deshalb den Oberkellner des Hotels heraufkommen.

„Herr Oberkellner," sagte er zu ihm, „ich habe mich nun einmal dieses kranken Herrn angenommen und werde für seine Wiederherstellung sorgen. Aber es kann nicht meine Absicht sein, ganz Hamburg in meinen Zimmern zu sehen und unter Bergen von Visitenkarten und Beileidsbriefen begraben zu werden. Es bessert sich mit dem Verwundeten, er wird in vierzehn Tagen gesund sein, wie ein Fisch — wenigstens versichert das der Arzt. Sagen Sie das gefälligst allen denen, die sich nach Herrn Werner erkundigen. Zu mir aber lassen Sie Niemand mehr herauf. Ich könnte sonst vergessen, daß ich in Europa bin, und meine ungezwungenen amerikanischen Pflanzermanieren wieder annehmen."

Mr. Harris machte dabei ein so ernstes Gesicht, daß der Oberkellner sich mit einer Entschuldigung und einer tiefen Verbeugung zurückzog. Von diesem Augenblicke an störte Niemand mehr die Ruhe des Mr. Harris und des Verwundeten.

Die Erkundigungen dauerten freilich in demselben Grade fort; denn zu dem frühern Interesse für den Grafen war noch ein neues hinzugekommen — seine Rettung durch Mr. Harris. Der Amerikaner selbst war eine originelle Persönlichkeit, die viel von sich reden machte. Die großen Hamburger Kaufleute kannten seinen Namen seit langer Zeit. Er war einer der reichsten Plantagenbesitzer in Britisch-Guyana (in Süd-Amerika) gewesen, wohin er vor dreißig Jahren als ein armer Deutscher gegangen, der dort seinen Namen verändert hatte und nun als Millionär zurückkehrte. Daß ein solcher Mann, dessen Rückkehr ohnehin schon für einige Tage das Stadtgespräch gebildet haben würde, sogleich mit einer andern so interessanten Persönlichkeit zusammentreffen mußte, erhöhte den Reiz der einzelnen Umstände. Man begann, Mr. Harris

den Hof zu machen, und dieses Mal waren es nicht die Damen und die jungen Herren, die sich nach ihm erkundigten und die Ehre seiner Bekanntschaft wünschten, sondern die Börsenmänner, die reichen Kaufleute, die irgend eine frühere Beziehung zu Mr. Harris aufzuweisen hatten. Der Zurückgekehrte war ja Millionär und hatte seine Fonds vielleicht noch nicht angelegt! Aber auch diesen Besuchen machte Mr. Harris sehr bald dadurch ein Ende, daß er sich ebenfalls krank melden ließ. Nun trat einige Ruhe ein.

Inzwischen besserte sich der Zustand des Kranken mit jedem Tage. In den ersten achtundvierzig Stunden hatte er sich nicht bewegen, auch nicht sprechen können. In den folgenden beiden Tagen vermochte er freilich einige Worte zu sprechen und den Arm zu bewegen; aber der Arzt untersagte jede derartige Anstrengung auf's Bestimmteste, da es immerhin möglich war, daß ein edleres Organ verletzt worden. Nur Mr. Harris, Jack, der Arzt und ein erprobter Krankenwärter sahen und pflegten den Verwundeten. Auch schien Werner sein Schicksal mit der größten Ruhe zu ertragen. Frei=

lich hatte ihn vielleicht der Blutverlust so geschwächt, daß diese Ruhe eine nothwendige und gezwungene war. Am fünften Tage ließ ihn der Arzt einige vorsichtige Versuche im Bewegen und stärkeren Athmen machen, untersuchte auch noch einmal die Wunde und die umgebenden Theile sehr genau. Sowohl diese Untersuchungen, wie die Versuche Werners fielen zur vollkommensten Befriedigung aus. Der Arzt erlaubte ihm nahrhaftere Speisen zu sich zu nehmen und so lange zu sprechen, als ihm nicht schwer falle.

Mr. Harris hatte sich nach diesem Zeitpunkte gesehnt. So rauh der Pflanzer auch unter seinen Negern in Britisch-Guyana geworden sein mochte, so sehr er bei der Rettung Werner's nur einem augenblicklichen edlen Antriebe gefolgt, und so sehr ihm die Unruhe, die ihm die Fürsorge für den Kranken später verursacht, auch lästig geworden war — so hatte seine Theilnahme für den Schützling doch mit jedem Tage zugenommen, und es war ihm wie allen denjenigen ergangen, die sich zuerst nur oberflächlich, nach und nach aber, wenn die Gewohnheit ihre Macht zu üben anfängt,

immer mehr für einen bestimmten Gegenstand interessiren. Nichts war auch natürlicher! Man denke sich einen Mann, der noch rüstig, aber doch schon nahe dem Greisenalter, allein, ohne Familie, aus Amerika nach seinem Vaterlande zurückkehrt, wo Niemand ihn mehr erwartet, Alle ihn todt glauben, und diejenigen, die vielleicht noch an ihn denken, seine Rückkehr nicht einmal wünschen! Wenn ein solcher Mann auch mit einem Herzen von Eisen begabt ist, es wird ihm doch immer ein Bedürfniß sein, sich an irgend etwas zu fesseln, irgend einem Wesen seine Theilnahme zu schenken und den Versuch zu machen, zu lieben und wieder geliebt zu werden. Treten dann noch außergewöhnliche Umstände hinzu, wie in diesem Falle, die das Interesse für die neue Bekanntschaft erhöhen — so ist nichts natürlicher, als daß die erste Neigung sehr bald wächst und einer wirklichen tiefern Theilnahme weicht. So war es mit Mr. Harris. Er begann zu glauben, das Schicksal habe ihm in der Person des jungen Mannes dasjenige senden wollen, was ihm fehlte — ein Wesen, das er lieben könne und das ihm angehören werde. Der

Verwundete stand, wie es schien, ebenfalls allein in der Welt. Nichts konnte also einfacher und natürlicher sein, als eine Verbindung zwischen diesen beiden Männern. So dachte Mr. Harris und deshalb sehnte er sich danach, mit Werner zu sprechen und ihn genauer kennen zu lernen.

Doch gingen seine Erwartungen nicht ganz so in Erfüllung, wie er gehofft hatte. Werner war ein viel zu verschlossener Charakter, um sich selbst in einer solchen Lage offen zu zeigen.

„Mein Herr,“ sagte er, als Mr. Harris ihm erzählte, wie er ihn gefunden und wie er ihn gerettet — „mein Herr, ich danke Ihnen von ganzem Herzen; ich muß es thun, um nicht in Ihren Augen niedrig und erbärmlich zu scheinen. Doch war mir das Leben in jener Stunde, als ich in meinem Boot die Elbe hinabglitt, ziemlich gleichgiltig, und ich erwartete fast mit Bestimmtheit, tödtlich getroffen zu werden. Ich hatte mich darauf vorbereitet.“

„Wie?“ rief Mr. Harris. „Ein junger Mann wie Sie wünscht den Tod?“

„Warum nicht?“ antwortete Werner. „Vielleicht verlangt die Dankbarkeit, daß ich Ihnen sage, weshalb ich den Tod wünschte. Aber Sie scheinen kein gewöhnlicher Mensch zu sein. Vielleicht entbinden Sie mich also von dieser Pflicht, die mir, offen gesagt, sehr schwer werden würde.“

Mr. Harris hatte allerdings einige Mittheilungen erwartet. Dennoch sagte er schnell: „Gewiß, gewiß! Ich habe Sie nicht gerettet, um Sie zu meinem Sklaven zu machen. Vielleicht können Sie mir später sagen, was Sie mir jetzt verschweigen müssen!“

„Ja wohl,“ erwiederte Werner. „Also noch einmal meinen Dank! Ohne Sie wäre ich jetzt eine Leiche. Alle Freuden, die mich etwa noch in diesem Leben erwarten, habe ich Ihnen zu danken!“

„Und wenn es nun etwa Leiden sind?“ fragte Mr. Harris.

„So weiß ich, daß Sie mich in guter Absicht gerettet haben!“ antwortete Werner und drückte dem Pflanzer die Hand.

Mehr erfuhr Mr. Harris für’s Erste nicht. Werner erzählte ihm wohl Einiges aus

seiner Laufbahn als Kunstreiter, schwieg aber stets über sein früheres Leben und deutete nur im Allgemeinen an, daß er durch die Gewalt der Umstände zu dem Entschluß getrieben worden, Kunstreiter zu werden. Aber gerade diese Andeutungen, diese Schweigsamkeit, erhöhten das Interesse des Pflanzers für den jungen Mann. Er fühlte wohl, daß es Dinge gebe, die man nicht dem ersten besten Bekannten mittheilen könne und achtete die Zurückhaltung Werner's. Sein scharfer Blick hatte längst erkannt, daß der Graf kein gewöhnlicher Kunstreiter, auch keine jener oberflächlichen Naturen sei, die in dem Scheinglanze, in der Aufregung eines solchen Lebens Befriedigung und Genuß suchen. Er ahnte, daß tiefere, innere Gründe seinen jungen Freund in eine so bedenkliche Laufbahn getrieben, und versuchte es nicht mehr, ihm dieses Geheimniß zu entlocken.

Werner erkundigte sich auch nach der Gesellschaft Bottelini und erfuhr von dem Pflanzer, daß nur zwei Mitglieder derselben zurückgeblieben seien, nämlich Fräulein Adelaide mit einer andern kranken Person, von der man nicht recht wisse, ob es ein Knabe oder ein Mäd-

chen sei. Werner sprach den Wunsch aus, Adelaide zu sehen, und Mr. Harris schrieb ein Billet an sie. Adelaide kam fast unmittelbar darauf. Werner empfing sie in Gegenwart des Mr. Harris. Vielleicht wollte er sich absichtlich die Auseinandersetzungen und die damit verbundenen Aufregungen ersparen, die eine besondere Unterredung mit Adelaide allein herbeigeführt hätte. Die Kunstreiterin schien dies sogleich zu ahnen. Sie war ruhig, gefaßt, scheinbar sogar gleichgiltig. Werner fragte und sie gab ihm auf jede Frage Auskunft. Auf diese Weise erfuhr der Graf, was wir bereits wissen, daß Alfred mit Bottelini nach Berlin gereist sei, daß der Direktor das Eigenthum Werner's in seine Verwahrung genommen und daß „Herr Gustav" krank geworden, in Folge einer Nachricht, die er in der Zeitung gefunden.

Auch bei der letztern Mittheilung behielt Werner scheinbar seine Ruhe. Er fragte speziell, wie sich Gustav jetzt befinde, und erfuhr, daß derselbe noch immer in einem Zustand daniederliege, der wenig Aussicht auf Besserung gewähre. Er spreche kein Wort, bewege kein

Glied und athme kaum. Der Arzt, den der Kranke interessire, versuche alles Mögliche, um wenigstens die Empfindung und das Bewußtsein wieder zu wecken. Aber bis jetzt sei es ihm nicht gelungen und er wisse noch immer nicht, ob diese Schwäche, diese Apathie mit dem Tode oder mit einer langsamen Genesung enden werde. Adelaide fügte hinzu, daß sie in zwei Tagen nach Berlin zu Bottelini reisen und daß dann „Monsieur Gustav“ ohne Beistand und Schutz allein in Hamburg zurückbleiben müsse.

„Ich danke Ihnen für das, was Sie bisher gethan, Adelaide!“ sagte Werner und reichte der Kunstreiterin die Hand. „Reisen Sie unbesorgt. Ich werde für Gustav Dorinsky sorgen lassen. Haben Sie die Güte, Bottelini zu sagen, daß ich in spätestens drei Wochen zu ihm zurückkehren werde — vielleicht schon früher, je nachdem es mein Zustand mir erlaubt. Bis dahin solle er Alles, was er von mir besitzt, in guter Verwahrung halten! Adieu!“

Adelaide ging und Werner fuhr sich mit der Hand leicht über die Stirn, als wolle er

den trüben Eindruck verwischen, den die Unterredung in ihm zurückgelassen.

Mr. Harris war natürlich ein sehr aufmerksamer Zuhörer gewesen.

„Wollen Sie diesen Herrn Dorinsky nicht meiner Obhut anvertrauen?" fragte er.

„Sehr gern, so lange wenigstens, bis ich selbst genesen bin," antwortete Werner. „Doch muß ich Ihnen im Voraus sagen, daß es ein junges Mädchen ist, das ich entführt habe. Obgleich ich mit demselben Rechte behaupten könnte, daß sie mir freiwillig gefolgt ist."

Mr. Harris deutete an, daß es ihm lieb sein würde, etwas Genaueres zu wissen, und Werner erzählte ihm, wie er flüchtig mit Lodoiska bekannt geworden und wie sie sich entschlossen, ihm zu folgen. Ihren Namen nannte er nicht.

„Wie alt ist das junge Mädchen?" fragte Mr. Harris.

„Sechszehn, vielleicht auch siebzehn Jahr," antwortete Werner.

„Dann haben Sie doch übereilt gehandelt," sagte der Pflanzer. „Ich kenne die Welt, ich

bin selbst jung gewesen und habe schöne Mädchen wohl leiden mögen, aber —"

„Sprechen wir nicht davon!" sagte Werner gähnend. „Ich bin sehr müde!"

Und er kehrte sich langsam der Wand zu und schien schlafen zu wollen.

Eine Zeit lang saß Mr. Harris mit finsterer Stirn am Fenster und blickte hinaus. Dann verließ er das Zimmer, um nach dem Hotel zu gehen, in dem Adelaide wohnte und die nöthigen Anordnungen zu treffen, damit Lodoiska nach der Abreise Adelaidens unter dem Schutze einer Wärterin und ihres Arztes in dem Hotel ihre Genesung abwarten könne.

Inzwischen blieb Jack bei Werner zurück, um demselben die erforderlichen Handreichungen zu leisten. Werner hatte jene Lust zum Schlafen nur geheuchelt, um einen Gegenstand des Gespräches aufgeben zu können, der ihm unangenehm war. Doch that er auch jetzt, als ob er schliefe und unterhielt sich damit, durch die halb geschlossenen Wimpern den Neger zu beobachten.

Jack war dem Grafen längst aufgefallen. In den Tagen, in denen er regungslos auf

dem Bett liegen mußte, ohne zu sprechen, ohne selbst Gespräch hören zu dürfen, hatte er Gelegenheit genug gehabt, den Neger zu beobachten, und diese Beobachtungen hatten mannigfache Gedanken in Werner wach gerufen. Sobald Mr. Harris im Zimmer war, verhielt sich Jack ruhig, unterwürfig und wortkarg. Sobald aber der Neger mit Werner allein war, den er in den meisten Fällen schlafend glaubte, wurde er unruhig, schnitt Grimassen und murmelte vor sich hin. Dann sah er aus, wie ein Teufel. Er schien mit irgend Jemand zu kämpfen, er führte Stöße in die Luft und schrie manchmal so laut auf, daß Werner that, als ob er erwache. So wie Mr. Harris eintrat, sank Jack zusammen und wurde schmeichlerisch und knechtisch. Einige Male jedoch sah Werner, wie Jack selbst in Gegenwart des Pflanzers, aber hinter dem Rücken desselben, jene wilde, drohende Miene annahm, wenn auch nur auf Augenblicke. Genug, Werner begann allmählich zu glauben, der Neger hasse seinen Herrn. Er deutete dies gegen Mr. Harris an, aber dieser wollte nichts davon wissen und meinte, derartige Verrücktheiten lägen nun ein=

mal in der Negernatur und seien nicht auszurotten. Jack, der einer der stärksten, aber auch klügsten Neger sei, die er je in Guyana besessen, habe sich selbst erboten, ihn nach Deutschland zu begleiten, anstatt in sein Vaterland, nach Afrika, zurückzukehren. Es sei also nicht gut anzunehmen, daß der Neger ihm feindlich gesinnt sei.

Dennoch war Werner nicht überzeugt. Der Ausdruck in dem Gesichte Jack's war zuweilen über alle Beschreibung boshaft und drohend gewesen. Auch jetzt, als Werner vorsichtig zu dem Neger hinüber sah, bemerkte er denselben am Fenster stehend, wie er Mr. Harris nachblickte und dabei die Faust ballte. Dann kehrte er sich zu Werner, der regungslos dalag, und nun begann der Neger ein Manöver, das dem Grafen noch auffälliger schien, als Alles, was er bisher gesehen. Er sah nämlich im Spiegel, wie Jack in das Nebenzimmer ging, das Mr. Harris als Schlafzimmer diente und in dem sich die Koffer des Pflanzers befanden. Diese Koffer versuchte Jack auf seine Schultern zu heben, einen nach dem andern, als wolle er erproben, welches der leichteste sei. An

einzelnen rüttelte und schüttelte er auch, als wolle er den Inhalt prüfen. Genug, Werner zweifelte nicht, daß es die Absicht des Negers sei, einen oder mehrere von diesen Koffern zu stehlen und zu fliehen. Diese Absicht war freilich lächerlich genug, denn Jack konnte nicht hundert Schritt weit kommen, ohne aufgehalten zu werden. Aber das wußte der Neger nicht. Dazu kannte er Europa zu wenig.

Jedenfalls wollte Werner den Pflanzer von dem unterrichten, was er jetzt gesehen. Aber darüber schlief er wirklich ein, und als er erwachte, sah er, daß es spät in der Nacht sein mußte, denn auf der Straße hörte er kein Geräusch mehr. Die Nachtlampe brannte hell in seinem Zimmer, und auch Mr. Harris schien bereits zu schlafen, denn in dem Nebenzimmer brannte ebenfalls nur ein Nachtlämpchen.

Auch Jack war nicht zu sehen, und doch war er beauftragt, bei Werner zu wachen. Unwillkürlich fiel der Blick des Grafen auf den Spiegel, in dem er Alles bemerken konnte, was im Nebenzimmer geschah, sobald die Thür geöffnet war. Er sah einen Schatten im Spiegel, er sah auch etwas Glänzendes in der

Hand des Negers — eine böse Ahnung ergriff den Grafen, seinen Zustand, seine Wunde vergessend, sprang er aus dem Bett und faßte den schweren Bronceleuchter, der auf dem Tisch stand. Dann eilte er in das Zimmer des Pflanzers. Der Neger sah ihn nicht kommen. Er stand mit dem Rücken gegen die Thür, vor dem Bett des Pflanzers, mit etwas Glänzendem in der Hand. Noch zögerte Werner — noch konnte er sich irren. Jetzt aber erhob der Neger den Arm — Werner sah ein Messer blitzen — und mit dem Rufe: „Nieder, Du Schurke! Nieder, Du Mörder!" stürzte er sich auf Jack und schlug ihm zwei Mal mit dem schweren Leuchter auf den Schädel. Einen dumpfen Schrei ausstoßend, fiel der Neger nieder.

„Erwachen Sie, Mr. Harris! Erwachen Sie!" rief Werner dann. „Dieser Mensch will Sie morden!"

Schon war der Pflanzer munter. Blitzschnell schien er zu begreifen, was vorgegangen, und sprang aus dem Bett. Ohne ein Wort zu sprechen, griff er nach der seidenen Schnur

eines Tabacksbeutels, riß sie los und band dem Neger beide Hände.

„So!“ sagte er dann tief aufathmend. „Jetzt sind wir für's Erste sicher. Dieser Mensch hat Riesenkräfte. Er würde uns Beide getödtet haben. Aber — um Himmelswillen — Ihre Wunde blutet! Setzen Sie sich, seien Sie vorsichtig. Ich will sogleich zum Doctor und nach der Polizei schicken!“

In der That fühlte Werner das warme Blut an seiner rechten Seite niederrieseln, und während Mr. Harris gewaltsam an der Klingel zog, ging er langsam nach seinem Bett zurück und bemühte sich, das ausströmende Blut zu stillen. Aber es drang mit solcher Gewalt hervor, daß es beinahe unmöglich schien. Mr. Harris, der sich inzwischen hastig angekleidet hatte, vereinte seine Bemühungen mit denen Werner's. Aber erst dem Arzt gelang es, das Blut zu stillen und den Verband wieder anzulegen. Der Graf war jedoch durch den Blutverlust so erschöpft, daß er sich nicht bewegen konnte und einer Ohnmacht nahe war.

Unterdessen ging Mr. Harris mit großen Schritten gedankenvoll durch das Zimmer. Er

war sichtlich die Beute einer heftigen Bewegung, die er nieder zu kämpfen suchte. Doch unterließ er nicht von Zeit zu Zeit besorgte Blicke auf Werner zu werfen und den Zustand desselben genau zu beobachten. Auch hatte sich Mr. Harris einige starke Stricke bringen lassen, mit denen er Jack doppelt und dreifach fesselte. Von der Polizei war noch Niemand erschienen. Mr. Harris sagte auch zu dem Kellner, es sei überflüssig, daß sie sogleich komme, morgen früh sei noch Zeit genug. Den Arzt bat er jedoch zu bleiben, damit Werner keinen Augenblick ohne Beistand sei.

Dann lehnte er sich in das Sopha und versuchte zu schlafen. Auch Werner sank in eine Art von Betäubung und hörte nichts weiter, als ein dumpfes Stöhnen, das aus dem Schlafzimmer des Pflanzers herüberdrang. Es rührte von dem Neger her, um den sich Mr. Harris gar nicht weiter kümmerte. Seltsam genug mochte dem Neger zu Muthe sein, der so plötzlich in der Ausführung seines Verbrechens niedergeschmettert worden, und nun beim Erwachen sich gefesselt auf dem Boden sah, ohne eine Ahnung, wie das geschehen.

Als Werner sich am Morgen aus seiner Betäubung emporrang, sah er Mr. Harris, der vor dem Bette stand, und ihn aufmerksam betrachtete.

„Wie ist Ihnen, Werner?" fragte er. „Noch immer sehr schwach und matt?"

„Nein, mir ist jetzt besser," antwortete der Graf. „Der Zwischenfall scheint meine Wiederherstellung zwar um einige Tage zu verzögern, aber sonst ist keine Gefahr dabei."

Mr. Harris rief den Arzt, der die Wunde abermals untersuchte und im besten Zustande fand, jedoch dem Verwundeten den Rath gab, nicht durch eine neue gewaltsame Anstrengung eine zweite Verletzung des Verbandes herbeizuführen, weil sonst ernstliche Gefahr drohe. Er ging dann, um im Lauf des Vormittags zurückzukehren.

„Hoffentlich wird sich keine zweite derartige Gelegenheit darbieten," sagte Mr. Harris zu Werner. „Ich will nicht viel Worte machen, mein junger Freund. Was ich für Sie gethan, haben Sie mir reichlich, hundertfach vergolten, und ich will es nie vergessen. Ohne Sie wäre ich jetzt ein todter Mann. Jetzt

aber, wenn es Sie nicht stört, möchte ich doch mit diesem Schurken ein kurzes Verhör vornehmen. Ich vermuthe, daß Sie genug Englisch verstehen, um unser Gespräch im Allgemeinen begreifen zu können."

Werner bejahte es. Der Pflanzer ging in das Nebenzimmer und kam eine Minute darauf mit dem Neger zurück, den er wie einen Waarenballen in den Armen trug und auf den Fußboden niederlegte.

Nie hatte Werner das Gesicht des Negers in so schrecklicher Verzerrung gesehen, wie jetzt. Eine thierische Wuth, die Raserei des ohnmächtigen Zornes leuchteten aus seinem Gesicht, die weißen Zähne fletschend starrte er abwechselnd den Pflanzer und Werner an und heulte zuweilen wie ein wildes Thier.

„Du hast mich tödten und berauben wollen, Schurke!" sagte der Pflanzer, indem er verächtlich vor ihm ausspie. „Du bist schlechter, als ein räudiger Hund. Ein Hund bewahrt seinem Herrn Treue, Du aber hast mich morden wollen. Weshalb, sprich!"

„Weil Massa hassen — hassen wie die Schlange!" heulte Jack.

„Aber weshalb hassest Du mich?“ fragte Mr. Harris. „Habe ich Dir je etwas zu Leide gethan? Waren die Strafen, die Du früher erhalten, nicht verdient?“

„Massa Massa sein, Jack Sklave!“ antwortete Jack. „Sklave seinen Massa hassen.“

„Ah so, jeder Sklave haßt seinen Herrn,“ sagte Mr. Harris, „nun ja, Du hast Recht, ich weiß es. Aber ich habe Dich stets bevorzugt, Jack, ich habe Dich nicht wie einen Sklaven gehalten, mehr wie einen Diener und Bekannten, und Du schienst mir früher treu ergeben zu sein.“

„Jack Nigger sein, Massa die Nigger peitschen und tödten — Jack mitfühlen mit seinen Brüdern!“ antwortete der Neger. Jack rächen wollen die Niggers an Massa!“

„Du lügst!“ rief der Pflanzer und eine tiefe Röthe bedeckte sein Gesicht. „Du lügst, elender Mörder! Du willst Deine Gemeinheit, Deine niedrige Raubsucht beschönigen und verdecken durch den Vorwand einer Rache, die vielleicht eine Entschuldigung für sich hätte. Weshalb hast Du mich nicht in Guyana gemordet? Weshalb hast Du bis jetzt gewartet? Nur

weil Du mich berauben wolltest und weil Du in Deiner Thorheit glaubtest, hier könntest Du Deinen Plan sicherer ausführen."

„Massa reich sein," heulte der Neger mit höhnischem Ingrimm — „Massa reich sein vom Schweiß und Blut der Niggers. Massa's Schätze den Niggers gehören."

„Ah so, also die modernen Eigenthums-Theorieen sind auch bis zu Euch gedrungen?" sagte Mr. Harris verächtlich. „Hätte ich das gewußt, so würde ich Euch noch strenger gehalten haben. Aber es sind alles Lügen! die Nichtswürdigkeit Deiner Natur, die Du so lange zu unterdrücken wußtest, ist endlich doch an den Tag gekommen und hat Dich gestachelt, Deinen Herrn zu plündern. Nur Eines begreife ich nicht, Du Thor — daß Du es nicht früher in Amerika gethan, wo Du sicher warst."

„Weil Massa in sein Vaterland zurückkehren —" antwortete Jack mit höllischer Freude, als wäre es ihm gelungen, sein Verbrechen auszuführen — „weil Massa reich und glücklich sein und sich freuen, sein Vaterland wiederzusehen — weil Jack Massa tödten wollen, wenn

Massa glücklich ist — weil Massa ein Weißer ist — ein Feind der Niggers — ein Henker —"

Der Schaum trat dem Wüthenden vor den Mund und konvulsivische Zuckungen begleiteten seine rasenden Anstrengungen, sich zu befreien. Mr. Harris war erbleichend zurückgetreten. Die Lippen fest geschlossen, den Blick trübe auf den Boden gerichtet, ging er durch das Zimmer. Jack heulte und wimmerte leiser.

Das Eintreten einiger Polizei=Beamten unterbrach diese peinliche Situation. Mr. Harris theilte ihnen kurz mit, warum es sich handle.

„Hier haben Sie Geld," sagte er dann. „Diese Summe wird genügen, meinen Wunsch auszuführen. Behalten Sie diesen Schwarzen in festem Gewahrsam, wo möglich in Ketten und Eisen, bis ein sicheres Schiff nach der Westküste von Afrika segelt. Uebergeben Sie dem Capitain dieses Schiffes den Schwarzen als Gefangenen, mit dem Auftrage, ihn erst an der Küste von Afrika frei zu lassen. Ich werde noch mit Ihrem Chef sprechen und das Nähere arrangiren. Für's Erste will ich von diesem Elenden befreit sein."

Die Polizeibeamten legten dem Neger feste

Handschellen an, lösten dann die Stricke von seinen Füßen und ließen ihn aufstehen. Jack erhob sich schnell. Er schien nicht übel Willens, sich abermals, wenn auch mit gefessesselten Händen, auf Mr. Harris zu stürzen. Seine Augen funkelten und die Adern auf der Stirn und den Schläfen schwollen sichtlich an. Aber Mr. Harris hielt ihm ein Pistol entgegen und einer der Polizei-Beamten gab dem Neger mit dem Griff seines Säbels einen Schlag auf den Kopf, der ihn betäubte. So zogen sie ihn fort. —

Eine Viertelstunde verging nach diesem entsetzlichen Auftritt, ohne daß der Pflanzer oder Werner auch nur ein Wort sprachen. Die Stirn in düstere Falten gezogen, ging Mr. Harris schwer athmend durch das Zimmer. Die Vergangenheit, die Art, wie er seinen Reichthum erworben, sein Leben als Pflanzer und Herr der Sklaven mochte an seiner Erinnerung vorüberziehen. Er war nicht schlechter, vielleicht besser gewesen, als viele andere Sklavenhalter. Und doch — doch war er kaum dem Tode entgangen, mit dem ihm der beste und treueste seiner Sklaven bedroht.

„Mr. Harris!“ sagte Werner nach dieser Pause.

„Hier bin ich, Werner, was wollen Sie mir sagen?“ fragte der Pflanzer.

„Nur zwei Worte!“ — erwiederte Werner. „Sie wollten mir Vorwürfe machen wegen Lodoiska. Mit demselben Rechte könnte ich über Ihre Neger sprechen. Aber ich kenne Ihre Vergangenheit und Ihre Verhältnisse nicht.“

„Sie haben Recht!“ sagte Mr. Harris düster. „Wir Alle tragen einen Fluch, eine Schuld mit uns herum! Ich will mich zu Niemandes Richter aufwerfen, dessen Herz und dessen Vergangenheit ich nicht kenne! — —“

Der Vicomte.

Die Nachricht von der Rettung Werners war zugleich mit der Kunde von seiner Verwundung nach Berlin gekommen, und Niemand war froher, als Signor Bottelini, der auf diese Weise einer sehr schweren Sorge um seine Kasse enthoben wurde. Die ganze Gesellschaft theilte dieses Gefühl. Wenn auch Einzelne ihn beneideten, wenn er auch manche Männer durch seinen Stolz, manche von den Frauen durch seine Gleichgiltigkeit verletzt hatte, so liebten ihn doch Alle im Grunde ihres Herzens, und wer ihn nicht liebte, bewunderte ihn und wünschte, daß ein solcher Mann der Truppe erhalten bleibe. Alle fühlten sein Uebergewicht und wußten, daß er mehr sei, als sie Alle,

wenn auch seine Herkunft unbekannt war, wenn er auch selten mit Jemand sprach. Es schwebte der Reiz des Geheimnisses um ihn. Das war genügend, ihn Jedem interessant zu machen.

Nur Alfred wurde durch die verbürgte Nachricht, daß Werner lebe und daß man seine Genesung erwarte, von Neuem in eine Seelenstimmung versetzt, die sich nur erklären läßt, wenn man Alles erwägt, was der Vicomte durch den Verlust Hortensens verloren hatte. Wie er damals Werner erzählt, war Hortense ihm theurer gewesen, als irgend etwas Anderes auf der Welt. Sie hatte sein Lebensglück krönen sollen. Reich, unabhängig, in einer ehrenvollen Stellung, die er sich durch sein Talent erworben, fehlte ihm nur ein Weib, das er liebte, um sein Dasein zu dem glücklichsten zu machen. Er hatte gehofft, es in Hortense zu finden, und seine schönen Träume waren auf eine entsetzliche Weise durch die Dazwischenkunft eines Dritten verhindert worden, der dasjenige Weib, das Alfred über Alles verehrte, nur als ein Spielzeug betrachtete und sie dem Vicomte auf immer entriß. Der ganze Bau, den Alfred errichtet, war zerstört, sein

ganzes Leben ein vergebenes, und es war zu spät, ein neues zu beginnen. Die Erinnerung an seine zerstörten Hoffnungen lastete wie ein Fluch auf ihm und ließ ihn keinen freudigen und festen Entschluß für die Zukunft fassen. Er dachte nur daran, wie schmählich verrathen und wie elend er sei, und ohne den geringsten Schmerz verließ er sein Vaterland, um sich in einen Strudel von Aufregungen zu stürzen und zu betäuben. Zufällig wählte er dieselbe Gesellschaft, bei der sich Werner befand, ohne daß Alfred damals, in Paris, eine Ahnung hatte, Werner sei Derjenige, der sein Glück zerstört. Erst in jener Nacht, als er Hortense im Circus zu Hamburg wiedersah und ihre Blicke belauschte, als er sah, wie sie ihrem Diener ein Billet gab, und wie dieser Diener es Werner einhändigte — erst damals ging ihm die Ahnung auf, die sich bald bestätigen sollte.

Uebrigens stand Alfred in einem ähnlichen Verhältniß zu der Truppe, wie Werner. Er hielt sich frei und ungebunden bei der Gesellschaft auf, ritt auch zuweilen vor dem Publikum, aber nur, weil ihn dieses gefährliche Spiel aufregte und den finsteren, verzehrenden Ge-

danken entriß, die an seinem Herzen nagten. Sonst stand es ihm frei, zu bleiben, zu gehen, wie er wollte. Er nannte sich für gewöhnlich Alfred Ducrozet und führte, je nachdem ihn seine Stimmung dazu trieb, bald ein sehr einsames, bald sehr ausschweifendes Leben. Die Mitglieder der Gesellschaft waren ihm sämmtlich zugethan. Er war aufopfernd, half ihnen oft aus Geldverlegenheiten und verletzte sie nicht durch seinen Stolz, wie Werner. Freilich war er auch keine so hervorragende Persönlichkeit, wie der Graf. Die Mitglieder fühlten sich ihm gegenüber mehr auf gleichem Fuße.

Von Natur aus war der Charakter Alfreds der eines vollkommenen Edelmannes, stolz, ritterlich, edel durch und durch. Er hatte in Frankreich für das Musterbild eines echten Cavaliers gegolten. Auch konnte nur eine wirklich edle Natur durch den Verlust eines geliebten Weibes so tief in ihrem Innersten erschüttert werden. Jeder andere weniger feste Charakter würde einen solchen Verlust bald genug vergessen haben. Leider aber war dieses Unglück eines von denen, die das Herz eines

Mannes nicht bessern und stählen, sondern erbittern und zerreißen. Einem solchen Schlage gegenüber kann man keine Resignation, keine Festigkeit zeigen. Das Herz wird zerschmettert, der Charakter verändert. Auch Alfred blieb nicht mehr derselbe, der er früher gewesen. Er haßte die Frauen. Edle Weiblichkeit war ihm nur ein leerer Schall, seitdem die Beste, die Edelste, die er gekannt und geliebt, so bald den Verlockungen eines fremden Abenteurers zum Opfer gefallen. Und vor Allem fühlte er, daß keine Sühne, keine Vergeltung möglich sei. Die Thatsache blieb immer bestehen und nagte an seinem Gemüthe. Sein Zorn blieb ohnmächtig — was half es ihm, sich gegen das Schicksal, gegen die Vergangenheit aufzulehnen? Die Welt war ihm verhaßt, und ein Mensch, der Alles haßt, oder dem Alles im Grunde des Herzens gleichgiltig ist, kann nicht edel und gut bleiben. Alfred selbst fühlte, daß er nicht mehr so denke, wie früher und daß ihm seine eigenen Handlungen gleichgiltig wurden, seitdem er die Menschen verachtete. Er erschrak vor diesem Gedanken, er fühlte die Folgen desselben, er wußte, daß er jetzt nicht mehr davor

zurückbeben werde, vom Wege des Rechtes abzuweichen. Aber er hatte nicht die Energie, sich einem solchen Zustande zu entreißen. Die Melancholie hatte seine Willenskraft gelähmt. Er fühlte es und wurde noch unglücklicher. Früher hatte er einen bestimmten Zweck im Leben verfolgt: sich eine Stellung zu erringen und Hortense glücklich zu machen, und dieser Zweck hatte seine Spannkraft gehoben, seinen Willen gestählt. Jetzt war er ein schwankendes Rohr, eine Beute der verschiedenartigsten Stimmungen und Gefühle — ein zertrümmertes Fahrzeug, das von den Wellen hin und her geschleudert wird.

Wir haben schon erwähnt, daß eine Art von Reue Alfred ergriffen hatte, als er Werner todt glaubte. Es waren ihm Zweifel aufgestiegen, ob er dazu berechtigt gewesen, an die Stelle der rächenden Vorsehung zu treten. Zwar hatte er versucht, diese quälenden Gedanken unter dem süßen Gefühle der befriedigten Rache zu ersticken. Aber sie waren doch immer und immer wieder zurückgekehrt. Deshalb athmete auch Alfred auf, als er erfuhr, Werner sei nicht todt und man hoffe auf seine baldige Ge-

nesung. Er fühlte eine schwere Last von seiner Brust genommen, er war kein Mörder mehr!

Aber kaum war dieser erste freudige Eindruck vorüber, als er sich auch dasselbe sagte, was er sich früher zugerufen: daß Werner trotzdem der Zerstörer seines Glückes sei und daß er seinen ganzen Haß auf diesen einen Menschen concentriren müsse. Er schwankte eine Zeit lang zwischen dem Gedanken, die Gesellschaft Bottelini's zu verlassen und dadurch ein ferneres Zusammentreffen mit Werner zu vermeiden — und dem Entschluß, seinem Nebenbuhler von Neuem die Stirn zu bieten. Bald entschied er sich für das Letztere. Wohin sollte er gehen? Ueberall hin würde ihn der Gedanke verfolgen, daß der Mann lebe, dem er sein Unglück verdankte, und vielleicht glücklich lebe. Er hätte doch nirgends Ruhe gefunden, es hätte ihn stets zurückgezogen. Dieser eine Gedanke namentlich, daß Werner vielleicht glücklich sei, während er, Alfred, selbst so entsetzlich litt — dieser Gedanke rief eine fast wahnsinnige Wuth in dem Herzen des Vicomte hervor.

Der Tod war nichts für ihn, der Tod wäre eine leichte Strafe gewesen! Er muß

leben, unglücklich leben, er muß so elend werden, wie ich! Der Zweck meines Lebens muß sein, diesen Menschen so unglücklich zu machen, wie ich selbst bin. Er verdient es! Ja, ich bleibe, ich will ihn erwarten. Ewige Feindschaft zwischen uns, bis ich weiß, daß er elend ist, unsäglich elend. Dann kann ich selbst vielleicht mein Leiden vergessen und auch ihm verzeihen!

Das rief er laut vor sich hin, als er spät Abends noch von seinem Sessel aufgesprungen war und durch das Zimmer schritt, um sich zu betäuben, nachdem er Stunden lang überlegt, was ihm zu thun bleibe, wenn Werner wieder erscheine.

Er mag glauben, daß ich ihm verziehen habe, fügte er hinzu. Meinetwegen! Ich will ihm meinen Haß nicht offen zeigen — er mag mich für einen Schwächling halten, mich bedauern, mich verachten! Die Stunde wird dennoch kommen, in der er einsieht, daß ich meine Rache nicht vergessen habe. Ja, ja — das soll die Aufgabe meines Lebens sein! Dann hat es doch einen Zweck; ich weiß, weshalb ich existire. Ich will Dich rächen, Hortense

und mich! Er mag kommen; er ist verwöhnt und eitel geworden durch seine Siege über Frauen und Männer. Aber er soll begreifen, daß es wenigstens Einen giebt, der es wagt, ihm die Spitze zu bieten. Und wenn ich darüber zu Grunde gehe — nun, so ist es das Beste, was mir geschehen kann! —

Er öffnete das Fenster und blickte hinaus auf die Straße. Es war beinahe zwölf Uhr, aber noch herrschte draußen ein reges Leben, denn die Juninacht war prächtig klar und schön. Der Vicomte suchte seine aufgeregten Gedanken dadurch zu beruhigen, das er den einzelnen Worten lauschte, die zu ihm drangen, und sich bemühte, sie zu enträthseln — eine schwierige Aufgabe für ihn, da er der deutschen Sprache nur wenig mächtig war.

Die Wohnung des Vicomte lag in der Nähe des Circus, in der Friedrichsstraße, zwischen der Georgen- und Dorotheenstraße. Da er schöne und bequeme Wohnungen liebte, so hatte er einige Zimmer in einem ansehnlichen Hause gemiethet, die gerade leer standen und sie aus einem Magazin möbliren lassen. Sein Diener sorgte für seine Bedürfnisse. Die Woh-

nung lag im zweiten Stocke und über ihnen befanden sich nur einige Dachwohnungen, die von außen einen sehr gefälligen Anblick boten und wahrscheinlich von Familien aus dem mittleren Bürgerstande bewohnt waren.

Der Vicomte hatte die Zimmer nur für einen Monat gemiethet, da über den Aufenthalt der Gesellschaft Bottelini in Berlin nichts Näheres bestimmt war. Die Jahreszeit schien überhaupt nicht günstig für ein erstes Auftreten in der preußischen Residenz. Indessen war Bottelini auch nur nach Berlin gegangen, um die Wettrennen, die im Juni abgehalten werden, zu Einkäufen von Pferden zu benutzen. Außerdem befand sich gerade ein Araber mit einigen arabischen Pferden dort, die Bottelini ebenfalls sehen und wo möglich kaufen wollte. Auch wußte er nicht, wohin er den Sommer über gehen sollte und glaubte vielleicht, seine Mitglieder würden am billigsten in Berlin leben können. Kam erst Werner zurück und war er im Stande zu reiten, so hatte es nicht viel zu sagen, ob es Sommer oder Winter, heiß oder kalt war. Dann strömte das Publikum dennoch in den Circus. Bis dahin bildeten freilich die

zu den Wettrennen versammelten Pferdeliebhaber den größern Theil des Publikums und die Einnahmen konnten nur gering sein. —

Alfred hatte seine Absicht zum Theil erreicht. Seine aufgeregten Nerven waren etwas ruhiger geworden und er fühlte sich ermattet genug, um schlafen zu gehen. Er schloß das Fenster und war im Begriff sich langsam zu entkleiden, als er einen dumpfen Fall über sich hörte, als ob etwas Schweres in der Wohnung über ihm auf den Fußboden gefallen sei. Unwillkürlich horchte er schärfer, und es war ihm, als höre er einen Hilferuf und ein leises Wimmern.

Im ersten Augenblick war der Vicomte geneigt, das was er gehört, auf Rechnung seiner erregten Einbildungskraft zu schreiben. Er hatte nie bei Tage ein lautes Geräusch über sich gehört. Die dort wohnende Familie mußte aus sehr wenigen und sehr ruheliebenden Personen bestehen. Um so mehr fiel ihm freilich dieses Geräusch auf. Aber vielleicht war irgend ein Hausgeräth auf den Boden gefallen — Alfred zürnte mit sich selbst und über die Aufregung seiner Nerven, die ihn eines so gleichgiltigen Gegenstandes wegen in Unruhe gerathen ließ.

Aber das Wimmern, das er deutlich gehört zu haben glaubte? Wenn dort oben dennoch etwas Ungewöhnliches geschehen war? Er kleidete sich unwillkürlich wieder an, aber sehr leise und fortwährend lauschend.

Er hörte nichts mehr, nichts hätte ihn gehindert, sich zur Ruhe zu legen. Aber er war wieder so wach und munter geworden, wie vorher, und fühlte, daß alle seine Anstrengungen zum Schlafen vergeblich sein würden.

„Es ist besser, ich suche mich so viel als möglich zu überzeugen," sagte er zu sich selbst. „Ich habe doch nicht eher Ruhe. Diese entsetzliche Nervenschwäche! Es ist schmachvoll, daß ein Mann sich durch solche Kleinigkeiten tyrannisiren läßt, und doch — was hilft es, ich muß gehen, nur um Ruhe zu haben!"

Er zündete eine kleine Laterne an und ging leise, theils um Niemand zu stören, theils um nicht gehört zu werden, wenn dort oben etwas Außerordentliches geschehe, die Treppe hinauf.

Er war nie dort oben gewesen und leuchtete mit der Laterne rings umher, um sich zu orientiren. Alles war sauber und freundlich eingerichtet. Die Thüren schienen unmittelbar,

wie es bei so einfachen Wohnungen der Fall zu sein pflegt,* vom Flur aus in die Zimmer zu führen. Alfred legte sein Ohr an diejenige Thür, die zu dem Zimmer führte, das sich, wie er glaubte, über dem seinigen befand. Auch jetzt hörte er nichts. Dann aber war es ihm, als vernahm er einen eigenthümlichen röchelnden Ton. Unwillkürlich faßte er an den Griff der Thür. Sie war verschlossen. Er rüttelte und pochte. Niemand antwortete, Niemand schien im Innern zu erwachen, obgleich das Geräusch, das er machte, laut genug war. Das war seltsam. Alfred rüttelte noch stärker. Die Thür sprang auf.

Der Vicomte fuhr zurück, nicht weil er etwas Entsetzliches sah, denn vor ihm befand sich tiefe Dunkelheit, die durch seine kleine Laterne nur matt erhellt wurde, sondern weil ihm eine eigenthümliche warme Luft entgegenschlug, die ihm den Athem raubte.

Eine Minute lang stand er ganz bestürzt und überrascht.

„Das ist Kohlendampf!“ rief er dann. „Aber mein Gott, wie ist das möglich? In

dieser Jahreszeit heizt Niemand mehr. Das muß Absicht gewesen sein!“

Er stieß die Thür so weit als möglich auf und eilte in das Zimmer. Es war ihm, als sehe er eine Gestalt auf dem Fußboden liegen, aber er achtete nicht darauf, sondern eilte nach den Fenstern und öffnete sie hastig. Dann erst kehrte er zurück. Das Licht seiner Laterne brannte trübe und die Luft flimmerte eigenthümlich, so daß er nichts deutlich erkennen konnte. Doch bemerkte er an einer Wand ein Bett und auf diesem eine weibliche Gestalt.

Es waren also zwei Wesen, die hier durch den Kohlendampf getödtet oder bewußtlos geworden, und Alfred sagte sich schnell, daß er hier allein nicht viel ausrichten könne. Er eilte hinab, weckte seinen Diener und befahl ihm, schnell einen Arzt zu suchen. Dann stieg er wieder hinauf und klingelte an den benachbarten Thüren, um die Bewohner zu wecken.

Als er dann in das Zimmer zurückkehrte, war die Luft ein wenig reiner geworden, und der Vicomte konnte deutlich erkennen, daß es ein junges Mädchen war, das auf dem Fußboden lag. Ohne sich zu besinnen, hob er sie

empor und trug sie in die Nähe des Fensters, da frische Luft in solchen Fällen das einzige und auch das beste Rettungsmittel zu sein pflegt. Doch zweifelte er daran, daß es ihm gelingen würde, sie zu erwecken. Sie war kalt und starr. Ebenso fand er die ältere Frau, die angekleidet auf dem Bette lag. Doch trug er auch diese nach dem Fenster.

Inzwischen kamen einige von den Hausbewohnern, Männer und Frauen, und es entstand ein großer Lärm, von dem der Vicomte sehr wenig verstand. Er war überhaupt etwas betäubt von dem Kohlendunst, den er beim ersten Oeffnen der Thür eingeathmet. So viel bemerkte er jedoch, daß das junge Mädchen sehr schön sein mußte, obgleich es jetzt starr und blaß war, wie ein Marmorbild.

Nun erschienen auch einige Polizeibeamte und ein feingekleideter blasser Herr mit schwarzem Bart, der ein Arzt zu sein schien. Alle sprachen deutsch durcheinander. Der Vicomte verstand nur die Worte „fremde Frau" — „Tochter" — „nicht lange hier wohnen" — „sehr einsam leben". Dann sah er mit einer gewissen Freude, wie das junge Mädchen die

Augen aufschlug. Er interessirte sich unwillkürlich für diejenige, der er Hilfe gebracht hatte. —

„Hier liegen einige Papiere auf dem Tisch,“ sagte der Arzt, „ein Zettel und ein versiegeltes Papier.“

Alfred trat näher und blickte auf den Zettel. Er enthielt in französischer Sprache Folgendes:

„Ich habe mich entschlossen, mit meiner Tochter zu sterben. Da wir ungekannt gelebt haben, so können wir auch ungekannt aus dem Leben scheiden. Wir stehen ganz allein. Niemand mag uns bedauern. Will Jemand mehr von uns wissen, so lese er das andere versiegelte Päckchen. Es gehört dem, der unsere Leichen findet.“

„Mir also!“ sagte Alfred, das Papier ergreifend. „Ich übernehme auch für's Erste die Sorge für dieses junge Mädchen, das noch ein Kind zu sein scheint, und werde mich darüber, sowie wegen dieser Papiere mit der Polizei verständigen. Bitte, Herr Doktor, sagen Sie das den Beamten.“

Der Arzt wandte sich zu den Schutzleuten

und hatte eine längere Unterredung mit ihnen, in Folge deren der Arzt den Vicomte fragte, ob er die Geldkosten, die etwa entstehen könnten, für das junge Mädchen bestreiten wolle, falls es am Leben bliebe. Alfred war gern bereit dazu. Der Arzt erklärte, er werde die Nacht in Gesellschaft einer alten Frau, die im Hause wohnte, bei der todten Mutter und der Tochter bleiben, um mit der ersteren Wiederbelebungsversuche anzustellen und die Letztere vor gefährlichen Zufällen zu schützen, denen sie leicht nach einer solchen gewaltsamen Betäubung ausgesetzt sein konnte.

„Wie ist Ihr Name, Herr Doctor?" fragte der eine Schutzmann.

„Breitenfeld," antwortete der Arzt, und nannte zugleich seine Wohnung.

„So werden Sie Bericht erstatten und die ärztliche Obhut der Kranken übernehmen?" fragte der Beamte.

„Gewiß werde ich Alles thun, was zu ihrer Rettung dient," antwortete Dr. Breitenfeld.

Die Schutzleute entfernten sich, nachdem Alles geordnet war.

„Und mir erlauben Sie, mich sobald als

möglich, vielleicht noch in der Nacht, nach meinem Schützling zu erkundigen?“ fragte Alfred, im Begriff, zu gehen.

„Ja wohl, mein Herr, Sie haben das erste Anrecht darauf,“ antwortete der Arzt höflich.

„Und vergessen Sie nicht, daß ich dieses junge Mädchen in jeder Hinsicht als meine Schutzbefohlene betrachte,“ sagte Alfred. „Scheuen Sie nichts, um sie vollständig wiederherzustellen!“

„Ich werde meine Pflicht thun, zweifeln Sie nicht,“ sagte Breitenfeld.

Alfred gab dem Arzt seine Karte.

„Ich wohne eine Treppe tiefer, lassen Sie mich benachrichtigen, wenn irgend etwas vorfällt!“ sagte er. „Jetzt muß ich gehen. Ihr Amt als Arzt beginnt. Ich würde Sie nur stören. Auf Wiedersehn!“

„Auf Wiedersehn!“ wiederholte der Arzt und wandte sich der Wiedererwachenden zu, die sich so eben mühsam aus der Nacht des Todes zum Leben emporzuringen schien.

Als Alfred nach seinem Zimmer hinabging, empfand er das angenehme Gefühl, ein Men-

schenleben gerettet zu haben und jetzt einen Gegenstand zu besitzen, der seine Gedanken von den qualvollen Erinnerungen an die Vergangenheit und an Werner abzog. Er ahnte nicht, daß diese Rettung bald in den Entschlüssen, die er am Abend gefaßt, eine wichtige Rolle spielen sollte — so wenig, wie Master Harris ahnte, wen er rettete, als er den verblutenden Werner aus dem Boote hob.

Lucie.

Als Alfred wieder nach seinem Zimmer hinabgestiegen war, erinnerte er sich des Päckchens, das er an sich genommen hatte und das für diejenigen bestimmt war, die es zuerst nach dem Tode der Mutter und Tochter gefunden. Der Vicomte las noch einmal die Aufschrift; sie war in gutem und richtigem Französisch geschrieben. Die Leichtigkeit des Päckchens selbst deutete darauf hin, daß es nur wenige Blätter enthalten könne; es war doppelt versiegelt, doch konnte der Vicomte weder Buchstaben noch Zeichen auf dem Siegel erkennen. Die Hand der Mutter mochte unsicher und zitternd gewesen sein, als

sie dieses letzte Siegel aufdrückte. Jetzt durfte Alfred auf keinen Fall das Päckchen öffnen. Vielleicht gelang es dem Doctor Breitenfeld, die Mutter ebenfalls zum Leben zurückzurufen, und selbst, wenn dies nicht geschah, so lebte ja die Tochter, und nur der unverzeihlichste Leichtsinn konnte in diesem Falle das Siegel eines solchen Vermächtnisses brechen. Alfred legte es also bei Seite und begab sich zu Bett, von mancherlei Gedanken erfüllt und mit einiger Ungeduld den nächsten Morgen erwartend.

Als er nach einem kurzen und unruhigen Schlafe schon früh erwachte, erschien ihm der ganze Vorfall wie ein Traum und er dachte lange über denselben nach. Wie es stets der Fall zu sein pflegt, trat auch bei dem Vicomte jetzt eine mehr nüchterne Betrachtung ein. Er hatte sich einer Familie oder wenigstens eines jungen Mädchens angenommen, das er nicht kannte, er war nur dem augenblicklichen Antriebe der Großmuths und des Mitleids gefolgt, ohne zu bedenken, eine wie unangenehme, vielleicht lästige Verpflichtung daraus später für ihn entstehen könne. Das Alles fiel ihm jetzt erst ein. Wir haben indessen Alfred als einen

Mann geschildert, dessen Charakter von Grund aus ritterlich und edel war. Er machte deshalb seinen Ueberlegungen mit einem kurzen Entschluß ein Ende und ging die Treppe hinauf, um sich selbst zu überzeugen, wie sich Mutter und Tochter befänden.

Er klopfte an die Thür, und dieselbe alte Frau, die es übernommen, mit dem Doctor Breitenfeld vereint zu wachen, öffnete ihm. Sie erzählte dem Vicomte, der natürlich große Mühe hatte, sie zu begreifen, daß der Herr Doctor erklärt habe, die Tochter sei gerettet, die Mutter aber todt, und daß er vor einigen Stunden nach Hause gegangen sei mit dem Versprechen, recht bald zurückzukehren. Die Leiche der Mutter sei auf den Wunsch des Doctors in ein besonderes Zimmer des Hauses getragen worden, damit die Tochter sie nicht sehe und überhaupt bis jetzt noch nichts von dem Tode der Mutter erfahre, da sie sehr angegriffen sei und der größten Schonung und Ruhe bedürfe. Für jetzt habe man ihr gesagt, die Mutter sei verreist und werde bald zurückkehren.

Alfred war mit alle dem vollkommen einverstanden, gab der guten Alten Geld und fand

es für schicklich, unter solchen Verhältnissen keinen Versuch zu machen, seinen Schützling zu sehen.

So verging beinahe eine Woche. Alfred hatte einige Unterredungen mit dem Doctor Breitenfeld, der die Tochter außer aller Gefahr erklärte und seine Besuche einstellte. Auf diese Weise hatte sich jedoch zwischen den beiden Männern eine Bekanntschaft gebildet, die, wie es schien, namentlich von Seiten Breitenfelds nicht ohne Absicht fortgesetzt wurde. Der Doctor hatte inzwischen erfahren, daß Alfred Ducrozet ein Mitglied der Gesellschaft Bottelini sei, und da er durch seine geheimnißvollen Beziehungen zu Werner gewissermaßen auch mit der Gesellschaft in Verbindung stand, so mochte es ihm von Interesse sein, ein Mitglied derselben kennen zu lernen, das beinahe eine ähnliche Stellung einnahm, wie Werner. Andrerseits fand der Vicomte in dem Arzte einen Mann, dessen Bekanntschaft ihm mannichfache Vortheile versprach. Der Arzt schien nicht nur in seinem Fach sehr unterrichtet, sondern war in jeder Beziehung so fein gebildet, daß der Vicomte sehr bald einsah, er habe es mit einer außergewöhnlichen

Persönlichkeit zu thun. Breitenfeld war längere Zeit in Paris und London gewesen, sprach die modernen Sprachen mit der größten Leichtigkeit, entwickelte in allen Fächern ein gründliches Wissen, wußte aber andrerseits eben so gut den leichtern Ton des Weltmanns anzuschlagen und schien das Leben der Residenz eben so genau zu kennen, wie seine Kunst. Sie besuchten sich gegenseitig, doch blieb ihr Verhältniß bis jetzt noch in den Grenzen einer zufällig angeknüpften Bekanntschaft.

Breitenfeld hatte den Vicomte, den er nur unter dem Namen Alfred Ducrozet kannte oder zu kennen vorgab — gesagt, daß das gerettete junge Mädchen sehr schön sei. Alfred war also wirklich begierig, sie wiederzusehen. Er zog deshalb Erkundigungen bei der alten Wärterin ein, und diese theilte ihm mit, daß sie die Tochter allmählich darauf vorbereitet, die Reise der Mutter sei nur ein Vorwand gewesen, sie befinde sich in Wahrheit krank in einer Heilanstalt. Die Tochter hatte die Wahrheit sogleich geahnt und war anfangs untröstlich gewesen, hatte aber doch zuweilen geäußert, es sei eine Wohlthat für die Mutter, wenn sie

todt sei, da sie sich stets sehr unglücklich gefühlt. Sie wünsche nur, ebenfalls todt zu sein. Die Alte schilderte sie ebenfalls als ein sehr schönes Mädchen und fügte hinzu, für ihre Jugend zeige sie sehr viel Energie und Selbstbeherrschung.

Auf diese Nachricht hin beschloß Alfred, ihr seinen ersten Besuch zu machen. Die Alte hatte ihm berichtet, sie habe dem jungen Mädchen bereits erzählt, wie Alles gekommen sei und wer sie gerettet. Alfred war also kein Fremder für sie. Er ließ sich durch die Alte bei ihr anmelden und erhielt die Antwort, daß sie jeder Zeit erfreut sein würde, ihn zu sehen. So trat er zum zweiten Male in dasselbe Zimmer, das er vor kurzer Zeit zum ersten Male unter so seltsamen Umständen geöffnet.

Das junge Mädchen kam ihm entgegen, und Alfred konnte einen Ruf der Ueberraschung und Bewunderung kaum zurückhalten, so schön und zwar von einer so seltenen Schönheit fand er sie. Sie war nicht groß, erschien aber größer, als sie wirklich war, wegen ihrer ungemeinen Zartheit und Schlankheit. Ihre Züge übertrafen an vollendeter und regelmäßiger Schönheit Alles, was Alfred bis dahin gesehen.

Reiches Haar vom reinsten Schwarz umfloß in langen Locken das Oval des Antlitzes und bildete einen wunderbaren Gegensatz zu dem fast vollendet reinen Weiß desselben. Augenbrauen und Augen waren ebenfalls tief schwarz. Aber es war nicht das gewöhnliche glänzende, kohlenähnliche Schwarz, wie man es häufig findet — Haar und Augen hatten einen sanften, matten Glanz, ähnlich dem Sammet und ins Blaue schimmernd. Dadurch verlor ihr Blick das Stechende, das oft im schwarzen Auge ruht. Es war sanft und mild, verschleiert und feucht, und was es an Feuer besaß, wurde durch die langen dichten Wimpern gedämpft. Auf den lilienweißen Wangen zeigte sich nur ein schwacher Anhauch von Roth; die Lippen dagegen glänzten im reinsten Karmin und gaben ihrem Antlitz das Leben und die Frische, dessen es sonst entbehrt haben würde. Es war auf jeden Fall eine seltene Erscheinung, die überall Aufsehn und Bewunderung erregt haben würde. Alles an ihr war ein Meisterwerk der Natur, aus deren wohlwollenden Händen sie so eben erst hervorgegangen zu sein schien — so frisch, leuchtend, klar und rein war Alles.

Unwillkürlich war die Verbeugung des Vicomte eine tiefere und ehrerbietigere, denn die Erscheinung des jungen Mädchens war nicht nur eine solche, die durch Schönheit imponirte, sondern die auch durch ihr ganzes Wesen unwiderstehlich Achtung gebot.

„Sie kommen, mein Herr, um mir Gelegenheit zu geben, Ihnen zu danken," sagte sie sanft in französischer Sprache. „Bitte, setzen Sie sich! Ja, ich muß Ihnen danken und ich thue es, obgleich Sie mir ein Leben erhalten haben, das schmerzlicher ist, als der Tod."

„Nicht deshalb kam ich, mein Fräulein," antwortete der Vicomte, sich ihr gegenüber niederlassend. „Nicht diese trüben Erinnerungen wollte ich wach rufen. Wer so jung ist, wie Sie, hat kein Recht, die Vergangenheit zu beklagen, denn die ganze Zukunft eines schönen Lebens liegt vor Ihnen. Es wäre unrecht, den Verlust eines kleinen Theiles zu betrauern, wenn man das Ganze besitzt."

„Sie sehen, daß ich mich fasse," sagte sie, und um ihre feinen Lippen zuckte er, als ob sie sich bemühe, ihren Schmerz zu verbergen. „Dennoch flößt mir der Gedanke an die Zu-

kunft keine Freude ein. Ich sehe nichts vor mir, als eine unendliche lange Oede und vielleicht Schlimmeres noch."

„Ihr Geist ist jetzt von den Erinnerungen an die Vergangenheit niedergedrückt," sagte Alfred, der mit einer gewissen Bewunderung sah, wie dies junge Mädchen, das kaum siebzehn Jahre alt sein mochte, seinen Schmerz beherrschte. „Wenn Ihnen die Zeit einigen Trost gebracht hat, so werden Sie mit freierem Auge in die Zukunft schauen. Sollte das nicht der Fall sein, so müßte ich ja bedauern, die Ursache gewesen zu sein, Ihre Qualen zu verlängern, und das will ich doch nicht glauben."

„Fassen Sie es nicht so auf," sagte das junge Mädchen sanft. „Man sagt immer, das Leben sei das schönste und höchste der Güter. Auch ich will es glauben und es nie vergessen, daß Sie mir dieses höchste Gut gerettet haben. Ohne Sie wäre ich jetzt ein Nichts. Alles, was ich bin, bin ich durch Sie. Mein Leben gehört Ihnen, denn nur durch Sie habe ich es von Neuem erhalten."

„Sie überschätzen meine rein menschliche Handlung," sagte der Vicomte. „Ich betrachte

es nur als einen Zufall, als eine glückliche Fügung. In einem Sinne aber möchte ich Ihre Erklärung annehmen. Ich habe Sie gewisser Maßen gezwungen, zu leben, ich habe Ihnen ein Gut aufgedrängt, das diejenige, die Sie doch ammeisten liebte, Ihnen rauben wollte. Es ist also meine Pflicht, auch dafür zu sorgen, daß dieses Gut, das ich Ihnen wider Ihren Willen zurückgegeben, für Sie keine Last werde. Deshalb nehme ich Ihre Erklärung, daß Ihr Leben mir gehöre, an, aber in dem Sinne, daß es meine Pflicht ist, für dasselbe zu sorgen. Ich kenne Ihre Verhältnisse nicht, will auch nicht in dieselben eindringen. Aber ich vermuthe fast, daß es Ihnen schwer, sehr schwer sein würde, ohne irgend eine Unterstützung und Leitung den schwierigen Weg zu wandeln, auf den ich Sie geführt."

„Ihre Vermuthungen sind nur zu begründet," antwortete das Mädchen, und wieder zwang sie sich mit großer Energie, ihre Fassung zu behalten. „Meine Mutter hat, so viel ich weiß, stets ein ärmliches Dasein geführt. Sie sprach oft von Tagen, in denen es besser gewesen; aber ich kann mich dieser Tage nicht

erinnern. Wohl aber weiß ich, daß sie noch vor Kurzem andeutete, auch ihre letzten Hilfsquellen seien versiegt und uns erwarte das Elend, die Schmach, die bittere Noth. Das mag der Grund gewesen sein, der sie zu ihrem verzweifelten Entschlusse trieb. Weshalb soll ich Ihnen daraus ein Hehl machen? Sie kennen ja dasjenige Geheimniß, das für die Dauer meines Lebens das schmerzlichste für mich bleiben wird. Deshalb kann ich Ihnen auch mittheilen, was von geringerer Bedeutung ist. Und außerdem muß ich sogar offen gegen Sie sein, Sie können es verlangen, denn ich gehöre Ihnen, ich bin Ihr Werk, Ihr Geschöpf."

„Ich bitte, geben Sie diesen Ideengang auf," unterbrach sie Alfred, fast verletzt durch den Ton, den sie ihren Worten gab. „Wenigstens muß ich Ihnen noch einmal erklären, daß ich die bestehenden Verhältnisse anders auffasse, und kein anderes Recht für mich in Anspruch nehme, als das Ihres Beschützers und Freundes. Sie haben die Mutter und mit ihr Alles verloren. So betrachten Sie mich jetzt als Ihren Bruder. Haben Sie aber irgendwelche Verwandte und Freunde, denen Sie sich lieber anvertrauen

möchten, so sagen Sie es mir und ich werde dafür sorgen, daß Sie mit ihnen vereint werden."

„Ich stehe allein, ganz allein auf der Welt," antwortete das Mädchen, „ich habe keine Freunde, keine Verwandte. Ich weiß nicht, wovon ich leben soll, denn leider kann ich nicht einmal arbeiten, ich weiß wenigstens nicht, wie ich es beginnen sollte, mir mein Leben durch Arbeit zu sichern. Wollen Sie mein Bruder, mein Beschützer sein, so betrachte ich dies als das zweite und noch größere Geschenk, das Sie mir machen, denn das Geschenk des Lebens wäre eher eine Last, als eine Annehmlichkeit, ohne dieses zweite. Nur wünschte ich und möchte hoffen, daß dieses Geschenk Ihnen nicht gar zu schwer falle."

„Seien Sie darüber unbesorgt," sagte der Vicomte. „Das Schicksal hat mich in den Stand gesetzt, auch für Andere sorgen zu könne, ohne selbst darunter zu leiden. Ich bin reich an Zeit und Glücksgütern. Aber noch mehr — das Schicksal hat mich auch in eine Lage versetzt, in der eine solche Sorge für Andere mir nicht als eine Last, sondern als das höchste Glück

des Lebens erscheint. Sie irren sich also, wenn Sie glauben, daß ich Ihnen ein Opfer bringe. Mir selbst erzeige ich eine Wohlthat, mich selbst beglücke ich, wenn ich das herrliche Geschenk einer Schwester und Freundin annehme, das mir das Schicksal in Ihnen dargebracht hat. Mögen Sie es nie vergessen. Wenn irgend Einer von uns Beiden eine Wohlthat erhält, so bin ich es."

„Ich will nicht darüber grübeln, ob Sie es aufrichtig meinen, oder ob Sie mit feinem Gefühl auch die letzten Bedenken beseitigen wollen, die mich etwa bedrücken könnten," sagte das junge Mädchen. „Machen Sie, was Ihnen gut dünkt aus diesem Leben, das das Ihrige ist."

Es lag Vieles in dem, was das junge Mädchen gesprochen, seitdem Alfred mit ihr zusammen war, was ihm wohl zu denken geben konnte, und was vielleicht noch andere Gedanken in ihm wach gerufen haben würde, hätte nicht die höchste Seelenreinheit von ihrer marmornen Stirn geleuchtet und die vollendetste kindliche Unschuld aus ihren schwarzen, sanften Augen gesprochen. Alfred hatte schon nach den ersten Minuten gefühlt, daß er sich hier einem

Wesen gegenüber befände, das freilich in jedem Herzen Sympathie, vielleicht auch Liebe, erwecken mußte, das aber andererseits in seinem hohen Seelenadel jeden niedern, jeden leidenschaftlichen Gedanken fern hielt. Auch waren die Erinnerungen an die Vergangenheit noch zu frisch in dem Herzen des Vicomte, um ihn irgend eine Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft an das schöne Mädchen knüpfen zu lassen. Sein einziger Gedanke, als er ihr gegenüber saß, war, wie beneidenswerth er sei, einem Wesen, das von der Natur so hoch begabt worden, Schutz und brüderliche Freundschaft gewähren zu können.

Er hing unwillkürlich diesem Gedanken nach und es trat eine kleine Pause ein.

„Und nun, da wir einander doch so nahe getreten sind," sagte er dann, „und uns hoffentlich auch nahe bleiben werden, nun möchte ich Sie um Ihren Namen bitten."

„Sie kennen ihn noch nicht?" rief sie erstaunt. „Ich heiße Lucie Borczewska."

„Borczewska!" wiederholte Alfred verwundert und nachdenkend. „Dann sind Sie eine Polin?"

„Meine Mutter war eine Polin, sie sagte es mir," antwortete Lucie.

„Wo habe ich denn diesen Namen in der letzten Zeit gehört?" fragte Alfred überlegend vor sich hin. „Ah, ich weiß jetzt, ich weiß."

Borczewska war der Name des polnischen Fürsten gewesen, des Vaters Lodoiska's.

„Sie wissen nicht, ob Sie Verwandte dieses Namens besitzen?" fragte er.

„Nein, wie ich Ihnen sagte, ich weiß es nicht," erwiederte Lucie. „Es ist wohl möglich. Aber meine Mutter, die über ihr früheres Leben sehr schweigsam war, hat nie von Verwandten gesprochen. Dennoch glaube ich, daß sie bis vor einiger Zeit ihre Unterstützungen von Verwandten erhalten hat. Nur weiß ich nicht, ob sie unsern Namen führen."

„Vielleicht könnte Ihnen dieses Schriftstück Aufklärung geben," sagte Alfred, das Päckchen hervorziehend, das er in jener Nacht auf dem Tische gefunden. „Es scheint das Vermächtniß Ihrer Mutter zu sein."

Er gab es Lucie. Die Thränen traten ihr in die Augen, als sie es nahm und sie küßte die Aufschrift.

„Es war, wie Sie sehen, für einen Fall berechnet, der jetzt nicht mehr vorhanden ist," sagte Alfred. „Sie leben, deshalb habe ich die Papiere nicht geöffnet. Lesen Sie in einer ruhigen Stunde, was Ihre Mutter geschrieben und theilen Sie es mir dann mit."

„Nein, nein!" rief sie. „Ich will und darf keine Geheimnisse vor Ihnen haben. Was ich weiß, müssen Sie ebenfalls wissen. Lesen Sie es und sagen Sie mir dann, was es enthält. Das wird besser sein."

„So können wir es vielleicht zusammen lesen," sagte Alfred.

„Weshalb?" antwortete sie. „Es ist besser, Sie lesen es zuerst allein. In Ihrer Hand liegt mein Schicksal. Sie also mögen auch erfahren, welches meine Vergangenheit war — falls in diesen Papieren etwas darüber enthalten ist. Sie werden mir gewiß mittheilen, was mir zu wissen ziemt."

„So sei es!" sagte Alfred, der ebenfalls überlegte, daß in den Eröffnungen, die das Vermächtniß wahrscheinlich enthielt, Manches enthalten sein könne, was einen traurigen Eindruck auf Lucie machen müsse. „Ich werde es

zuerst allein lesen. Und nun lassen Sie uns jeden Gedanken an die Vergangenheit abwerfen und nur an die Zukunft denken. Wie wünschen Sie zu leben, was haben Sie gern, womit wollen Sie sich beschäftigen?"

„O bestimmen Sie darüber!" rief Lucie abwehrend. „Ich weiß nichts vom Leben, ich weiß nicht, was Sie meinen. Nur einen Wunsch möchte ich aussprechen. Ich möchte einsam leben, nicht viel Menschen sehen und in diesen Zimmern wohnen bleiben, die mir durch die Erinnerung lieb und heilig sind."

„Das soll gewiß erfüllt werden," antwortete Alfred. „Aber Einsamkeit ohne Beschäftigung würde Sie tödten. Ich kenne Ihre Erziehung, Ihre Bildung nicht, und bitte Sie deshalb, mir meine Fragen zu verzeihen. Aber würde es Ihnen nicht lieb sein, Musik zu treiben, zu zeichnen, zu malen, zu studiren, zu arbeiten, fremde Sprachen zu treiben, Englisch, Italienisch, Spanisch, je nachdem Sie es vorziehen? Lieben Sie nicht die Künste, die Literatur, die Musik?"

Die Augen Luciens leuchteten auf, als Alfred das sagte.

„Ach," rief sie mit dem reinsten Wohllaut

des sich öffnenden Herzens, „welch ein Glück, welch eine Seligkeit würde das für mich sein! O ich liebe die Musik, und ich lese so gern — und wie oft habe ich gewünscht, fremde Sprachen zu kennen, außer dem wenigen Polnisch, Deutsch und Französisch, das mich die Mutter gelehrt, wenn ich von dem Wohlklange und von dem Reichthum anderer Sprachen las? Wie oft hat es meine Mutter bedauert, daß sie meine Seufzer und Wünsche nicht erfüllen konnte. Und die Malerei! Fast täglich ging ich in das Museum, als wir in Dresden wohnten, schon als Kind. Es war meine einzige Freude, meine Erholung. Auch hier gingen wir häufig in die Galerie, aber sie ist nicht so schön, wie die Dresdener. Und wie habe ich stets die Männer und Frauen beneidet, die vor diesen herrlichen Bildern saßen und sie zum zweiten Male schaffen konnten. O, mein Freund, wie glücklich wäre ich — aber ich vergesse, es ist ja eine Unmöglichkeit! Die Mutter sprach mir von diesen Dingen stets als von unerreichbaren Träumen, deren Wirklichkeit nur die Reichen erlangen könnten!"

Sie senkte die Augen und den Kopf, mit dem Ausdruck sanfter Entsagung.

„Dennoch sollen diese Träume zur Wirklichkeit für Sie werden!“ rief Alfred, in dessen Herz die Freude des Wohlthuns, das Entzücken, Andere glücklich machen zu können, mit fast erschütternder Macht einzog. „Ich bin nicht das, was die hohen und vornehmen Leute reich nennen. Aber diese einfachen Genüsse, von denen wir sprechen, kann ich Ihnen gewähren, ohne auch nur irgend ein Bedenken zu tragen. Schon morgen sollen Sie Ihren Unterricht beginnen. Ich will mich heut nur erkundigen, welches die vorzüglichsten Lehrer und Lehrerinnen sind.“

„O, nun beginnt das Leben wirklich, mir eine neue und freudige Seite zu zeigen!“ rief Lucie mit leuchtenden Augen. „Und tausend Mal mehr danke ich Ihnen jetzt, als zuvor. Welches Glück muß es sein, so einsam und allein zu studiren und all die schönen und herrlichen Künste treiben zu können!“

„Dann wollen Sie wohl auch mich nicht sehen?“ fragte Alfred lächelnd.

„Sie sind mein Bruder,“ sagte sie sanft und reichte ihm die Hand, „zu jeder Stunde, in jedem Augenblick wird es mir die größte

Freude sein, Sie zu sprechen. Sie werden Zeuge meines Glückes sein."

„Also es ist wirklich Ihr Wunsch, so viel als möglich allein zu sein?" fragte Alfred. „Ich wiederhole diese Frage nur deshalb, weil ich fürchte, Sie möchten diese Bitte nur gethan haben, um mir keine Unbequemlichkeiten zu verursachen. Denken Sie daran nicht. Wenn es Ihnen Freude macht, Menschen und Vergnügungen zu sehen, so bin ich eben so bereit, Ihnen diese Abwechselungen zu gewähren."

„Ich kenne keine Vergnügungen," antwortete Lucie, „und weiß also nicht, ob sie angenehm sind. Wenn Sie es für gut finden, so können wir sie ja zuweilen aufsuchen, um zu sehen, ob ich Geschmack daran finde. Jetzt ist mir die Einsamkeit das Liebste."

„Würden Sie nicht Doctor Breitenfeld, Ihren Arzt, wiederzusehen wünschen?" fragte Alfred.

„Wenn Sie es für gut und passend halten, warum nicht?" antwortete Lucie unbefangen. „Er scheint freundlich, ruhig und theilnehmend zu sein, ähnlich wie Sie. Sie mögen selbst darüber entscheiden."

„So leben Sie für jetzt wohl," sagte Alfred. „Wahrscheinlich werde ich Sie heut Abend noch einmal besuchen, um Ihnen Bücher zu bringen und zu sagen, wann morgen Ihre Studien beginnen. Fürs Erste werde ich Ihnen sogleich einige französische Werke heraufsenden, damit Sie den Tag über einige Beschäftigung haben, denn es ist nicht gut für ein so junges Mädchen, den ganzen Tag mit ihren Gedanken allein zu sein. Sie würden vor der Zeit alt werden! Adieu!"

„Adieu, mein Bruder!" sagte sie und legte mit zufriedenem und dankbarem Blick ihre Hand in die seinige.

Mit einem eigenthümlichen Gefühle ging Alfred nach seiner Wohnung hinab. So wohl, so angenehm ums Herz war ihm lange nicht gewesen. Er empfand das ganze Entzücken desjenigen, der Anderen ein Glück bereiten kann, er empfand die Wahrheit der Worte der Schrift: „Geben ist seliger, denn Nehmen!" Kein anderer Gedanke mischte sich in diese Empfindung der reinsten Freude und Zufriedenheit. Und nun hatte ja auch er eine andere Beschäftigung, etwas, das ihn von seinen trüben Erinnerungen

abzog. Jetzt handelte es sich nicht mehr um die Vergangenheit, sondern um die Gegenwart, um das Glück eines Wesens, wie es schöner und beglückenswerther nicht gefunden werden konnte. Die Augen des Vicomte leuchteten und seine Wangen waren geröthet, als er in sein Zimmer trat.

Bottelini hatte ihm inzwischen ein Billet gesandt. Es enthielt die Bitte, am Abend für ein erkranktes Mitglied einzutreten. Alfred war so ganz in einer andern Welt gewesen, daß es ihm in diesem Momente fast lächerlich und abgeschmackt erschien, am Abend das Publikum mit seinen Künsten unterhalten zu sollen, und es stieg der Gedanke in ihm auf, daß dieses Leben vielleicht bald ein Ende nehmen werde, da die freudige Aufregung, in welche ihn sein neues Verhältniß zu Lucie Borczewska versetzte, jedenfalls eine edlere und wünschenswerthere war, als diejenige, die er früher in der Manège gesucht.

Das Billet enthielt aber am Schluß noch einige Zeilen.

„Ich erfahre so eben,“ — schrieb der Direktor, — „daß Werner so gut wie her-

gestellt ist und daß wir seine Ankunft in Berlin jeden Tag erwarten können!"

Alfred schleuderte das Billet zu Boden. Ein unsäglicher Schmerz ging wie ein Stich durch sein Herz. Werner — sein Todfeind — dieser Mensch! Wenn er kam — wenn er zufällig Lucie sah — wenn auch sie der unwiderstehlichen Macht des unheimlichen Mannes erlag! — —

Er ging wohl eine halbe Stunde lang in der größten Aufregung durch das Zimmer. Endlich beruhigte er sich.

„Er wird sie nicht sehen!" sagte er zu sich selbst. „Und es wird doch Eine geben, die ihm zu widerstehen weiß. Ja, wenn ich wüßte, daß Lucie diese Kraft hätte — und fast scheint es mir so — dann sollte und müßte er sie sehen und sich in Leidenschaft verzehren, denn er würde sie lieben, das weiß ich. Das würde die größte Strafe für ihn, die herrlichste Rache für mich sein — wenn er, der stolze, übermüthige Verführer, flehend zu den Füßen dieses Engels läge und sie ihn mit Verachtung von sich wiese! Doch ich will jetzt nicht daran denken, und wenn mich diese Gedanken wieder

anwandeln, will ich zu Lucie eilen und sie bei ihr vergessen. Fort mit diesen Phantomen! Der Mensch kann nicht immer unglücklich sein, und Werner wird endlich seine Strafe, sein Ziel finden!"

Als er auf die Straße trat, begegnete ihm Doctor Breitenfeld, der im Begriff war, ihm einen Besuch zu machen, aber nun einige Straßen mit dem Vicomte ging. Dieser war noch so voll von dem glänzenden Eindruck, den Lucie auf ihn gemacht, daß er dem Doctor sein Gespräch mit ihr fast Wort für Wort erzählte. Breitenfeld hatte eine eigene Manier, solchen Gesprächen zuzuhören, halb gleichgiltig, halb aufmerksam. So schritt er auch jetzt ruhig neben Alfred her und verrieth nur zuweilen durch ein feines Lächeln, daß er an der Erzählung Theil nehme.

„Mon cher Ducrözet," sagte er, „Sie stehen in großer Gefahr, Ihr Herz zu verlieren!"

„Durchaus nicht, Herr Doctor," betheuerte Alfred. „Alles, was ich für das schöne, verlassene Mädchen empfinde, ist ein rein brüderliches Gefühl, und es wäre bis jetzt auch sehr

verwegen von mir, mehr von ihr zu hoffen, als schwesterliche Zuneigung. Denn sie scheint trotz ihrer Jugend ein entschlossener Charakter zu sein, der sich nicht zur Liebe zwingen läßt."

„Jedenfalls würde ich Sie um diese Eroberung beneiden," sagte Breitenfeld. „Haben Sie ihr das Päckchen mit dem Vermächtniß ihrer Mutter zurückgegeben?"

Alfred theilte ihm mit, was er darüber mit Lucie gesprochen.

„Nun, vielleicht erfährt man dann von Ihnen etwas Genaueres über das Schicksal dieses seltsamen Mädchens!" sagte Breitenfeld. „Ist ihr Name Borczewsky, wie man mir gesagt hat?"

„Ja wohl," antwortete Alfred, und sie trennten sich, nachdem sie eine Zusammenkunft für einen der nächsten Tage verabredet hatten. Breitenfeld ging in tiefen Gedanken die Straße hinab, Alfred dagegen eilte so heiter und froh, wie selten, zu einem Herrn, den er früher in Paris getroffen und der jetzt in Berlin wohnte, um Erkundigungen über die besten Lehrer der Musik, Kunst und Sprachen einzuziehen und Bücher zu kaufen.

Am Abend machte er sich dann das Vergnügen, Lucie zu besuchen, ihr die Bücher zu geben und zu sagen, daß ihre Lectionen am andern Morgen beginnen würden. Sie war sehr heiter, das Roth ihrer Wangen schien im Verlauf des einen Tages heller geworden zu sein. Gern hätte Alfred Stunden lang mit ihr geplaudert und vielleicht wäre Lucie nicht unzufrieden damit gewesen, ihm zuzuhören. Aber er hielt es für schicklich, sich früh zu entfernen, und nahm bald Abschied, um so mehr, da er im Cirkus an Stelle des erkrankten Mitgliedes zu reiten hatte.

Von dort in seine Wohnung zurückgekehrt, beschloß er, nun das Vermächtniß der Mutter Luciens zu öffnen. Nur wenige Blätter Papier, von einer unruhigen, hastigen Frauenhand beschrieben, fielen ihm entgegen. Er las folgende Erzählung.

„Ich schreibe diese Geschichte meines Lebens wenige Tage vor dem Abschluß desselben, denn ich bin entschlossen, zu sterben und meine Tochter mit mir hinüber in das Jenseits zu nehmen. Es kann der Welt gleichgiltig sein,

ob ich diesen Bericht meines Lebens hinterlasse. Aber der Gedanke, daß mannichfache und falsche Vermuthungen über die Ursache meines Todes aufgestellt werden könnten, läßt mich wünschen, denen, die unsere Leichen finden werden, die Wahrheit mitzutheilen. Ein andres Interesse habe ich kaum dabei. Sollten diejenigen, die diese Blätter lesen, denjenigen Personen, die in meiner Erzählung erwähnt werden, unser Ende mittheilen wollen, so mögen sie es thun. Wenn es nicht geschieht, so ist nichts damit verloren.

„Ich bin die Tochter des polnischen Fürsten Borczewsky, eines der reichsten polnischen Magnaten. Man wird dies wegen der Aermlichkeit, in der ich jetzt lebe, kaum glauben wollen. Aber es ist so. Ich bin in einem Palaste geboren und habe meine Jugend im größten Reichthum verlebt. Noch heut könnte ich reich sein, wenn ich wollte; aber ich ziehe eine unbekannte Armuth der öffentlichen Schande vor.

„Ich hatte nur einen Bruder, den Fürsten Paul Borczewsky, von dem noch die Rede sein wird. Er war von jeher leichtsinnig und charakterschwach gewesen, hatte sich auch wenig um

mich gekümmert, da er weit älter war als ich. Meine Mutter war früh gestorben; mein Vater, noch in seinen alten Jahren ein Lebemann, verbrachte den größten Theil des Jahres in Paris, wo er starb, als ich vierzehn Jahre alt war. Paul trat das reiche Erbe an und verwaltete auch mein Erbtheil. Ich war bis dahin in einer Pension, in der Nähe von Warschau, erzogen worden und blieb dort bis zu meinem sechszehnten Jahre. Dann aber bezog ich in Warschau unser Palais, das auch der Bruder bewohnte. Ich war frei; ich trat als Dame in das Leben.

„Niemals kann sich ein junges aufblühendes Mädchen freudiger in den Strudel des Vergnügens geworfen haben, als ich. Alles verlockte mich dazu. Ich galt für schön, war reich und unabhängig. An Verehrern fehlte es mir nicht, denn mein Bruder, der bis dahin noch unvermählt geblieben, sah täglich nach polnischer Sitte eine große Zahl seiner Freunde bei sich. So fehlte wenig, daß ich in diesem Strudel untergegangen wäre, denn mein Bruder kümmerte sich fast gar nicht um mich. Es fehlte ihm nicht an edlen und guten Eigen=

schaften. Er war mildthätig, freigebig, gutmüthig und offen. Aber die wahre Charakterstärke fehlte ihm dennoch; auch sagte man, daß er keinen persönlichen Muth besitze und daß ihm dieser Fehler von meiner Mutter angeerbt sei, die als eine der furchtsamsten Personen bekannt war.

„Damals, mit meinem kurzsichtigen, jugendlichen Verstande, fand ich das Leben der polnischen Damen vom Stande sehr angenehm und natürlich. Später erst habe ich durch Vergleich mit anderen Ländern eingesehen, daß es viel zu frei war und beinahe an Zügellosigkeit streifte, und daß unsere Damen mit Recht als die freiesten in Europa bekannt sind. Wie leicht hätte es also geschehen können, daß ich eben so lebte, wie sie Alle? Ich wußte es nicht anders. Ich hatte keine Mutter, die mir wachend zur Seite stand, nicht einmal eine ältere Freundin, ich war jung und leidenschaftlich. Nur meine Wildheit, die Ungebundenheit meines Charakters, die nicht den geringsten Zwang ertragen konnten, retteten mich.

„Das mag eigenthümlich erscheinen, aber es war wirklich so. Ich hatte einen fast

männlichen Sinn und mein Herz war gesund und stark. Mich auf dem Pferde zu tummeln, durch den Tanzsaal zu fliegen, mit den Männern auf eine Weise zu scherzen, die Anderen vielleicht bedenklich scheinen mochte, wo möglich an den Männergesellschaften meines Bruders so lange Theil zu nehmen, bis die Nothwendigkeit mich zwang, mich zu entfernen, war meine einzige und größte Lust. Ich glaube, es läßt sich sehr gut begreifen, wie man trotzdem ein reines Herz und ein unverletztes Gewissen bewahren kann. Aber die Welt mag anders urtheilen. Ich meinestheils kann nichts thun, als im Angesicht des Todes noch einmal das auszusprechen, was ich so oft behauptet: daß meine Seele rein, meine Unschuld unverletzt war, bis der Vater Luciens mich kennen lernte. Wohl mochte der Schein gegen mich sein, wohl mochten einzelne scherzhafte Verhältnisse zu Freunden meines Bruders Veranlassung gegeben haben, anders über mich zu urtheilen — aber ich wiederhole meine Behauptung. Da meine Tochter mit mir stirbt, so habe ich keinen Grund, die Wahrheit zu verheimlichen. Aber ich mag auch nicht, daß die Lüge noch

nach meinem Tode ihr Recht behalte. Ich war frei von all der Schuld, die man mir später aufbürden wollte.

„Im Jahre 1837 — ich war damals neunzehn Jahre alt und hatte alle Bewerbungen um meine Hand abgelehnt, da ich meine Unabhängigkeit höher schätzte, als alles Andere — in jenem Jahre kam der Graf Wildenau, ein Preuße, nach Warschau. Wie er die Bekanntschaft meines Bruders gemacht hatte, weiß ich nicht. Auf jeden Fall paßten sie sehr wenig für einander. Der Graf war noch älter als mein Bruder, ein vollendeter Diplomat, fein in seinen Manieren, ritterlich in seiner Erscheinung, dabei ernst und abgemessen — während mein Bruder stets eine leichtsinnige Ungebundenheit zur Schau trug und sich mit gleichgesinnten Genossen umgab, obgleich er damals im Begriff stand, sich zu verheirathen. Sie hatten gar keine Berührungspunkte mit einander, sie hätten sich abstoßen müssen. Ich vermuthe deshalb, daß Graf Wildenau aus diplomatischen Rücksichten das Haus meines Bruders besuchte, vielleicht, weil die Attaché's der fremden Gesandtschaften häufig

zu uns kamen und Wildenau von ihnen Manches erfahren mochte. —

„Auf mich machte der Graf im Anfang, als ich ihn sah, gar keinen Eindruck. Er gehörte durchaus nicht zu den Männern, wie ich sie bisher hatte leiden mögen. Er war stets ernst und bedächtig. Schon sein Alter — er mochte ungefähr vierzig Jahr, vielleicht noch älter sein — hielt ihn fern von den Thorheiten der Jugend. Dennoch schien er mir eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, und bald war mir dieser Beweis einer gewissen Theilnahme nicht mehr ganz gleichgiltig. Denn es begann damals in meinem Innern ein Rückschlag gegen meine früheren Ansichten einzutreten. Ich hatte das Alter erreicht, in dem man anfängt nachzudenken; ich sagte mir, daß die kindischen Thorheiten, die ich bis dahin getrieben, einer gereiften Jungfrau unwürdig seien und daß ich danach streben müsse, die Neigung eines Mannes zu gewinnen, der mich dauernd glücklich mache. Ich fing also an, die Männer nicht mehr nach dem Aeußern und nach dem Grade ihrer Unterhaltungsgabe zu urtheilen, sondern tiefer in ihr Wesen einzu=

dringen. Als ich deshalb den Grafen Wildenau überall loben hörte — selbst von den Frauen — als man ihn als einen sehr bedeutenden Mann und einen vortrefflichen Charakter schilderte, begann ich unwillkürlich die Aufmerksamkeit des Grafen zu erwiedern, zuerst nur in der Absicht, um näher mit ihm bekannt zu werden, dann auch mit dem Wunsche, ihm wirklich zu gefallen. Denn es schien mir beneidenswerth, denjenigen zu fesseln, nach dessen Gunst selbst Frauen strebten, die mir, wie ich wohl fühlte, in jeder Hinsicht weit überlegen waren.

„Wie unser Verhältniß sich allmählich entwickelte, will ich hier nicht genauer ausführen. Nur, was in meiner Seele vorging, will ich kurz andeuten. Als ich einsehen lernte, daß Wildenau mich wirklich liebte, daß er die Neigung, die allmählich in mir zu einer Leidenschaft geworden war, erwiederte, fühlte ich nicht nur eine unendliche Befriedigung in meinem Gemüthe, sondern ich wurde mir auch klar, daß meine Gedanken und Empfindungen eine edlere und reinere Richtung annahmen, daß ich die früheren Thorheiten anfing zu be-

dauern und nun erst etwas schätzen lernte, was ich früher gar nicht gekannt und geachtet hatte: den Werth weiblicher Sittenreinheit, nicht nur im Thun und Handeln, sondern auch im Denken. Eine tiefe Reue wegen meines frühern Leichtsinns ergriff mein Herz. Aber sie war nur von kurzer Dauer. Neben dem Glück, das mir die Zuneigung Wildenau's gewährte, konnte kein andres Gefühl bestehen. Ich brach mit allen meinen früheren Freundinnen, deren Wesen ich jetzt erst erkannte, und während ich die verlorene, im Leichtsinn verschwendete Zeit bedauerte, schätzte ich mich glücklich, wenigstens nicht ganz in dem Strudel untergegangen zu sein, an dessen Rand ich mich früher in frevelnder Verwegenheit hatte treiben lassen. Die ganze Richtung meiner Gedanken und Gefühle wurde eine andre. Unmöglich konnte ich in Wildenau's Nähe leben, konnte ihn sprechen, seine Ansichten mittheilen hören, ohne selbst den Ernst in mich aufzunehmen, der sein Handeln, sein Sprechen und sein Denken durchdrang. Ich fühlte das ganze Glück eines Mädchens, das durch die Liebe veredelt wird

und zur wahren und schönen Weiblichkeit hinanreift.

„Ich bin auch überzeugt, daß Wildenau mich damals aufrichtig und wahr liebte, daß er begriff, wie sehr ich mich bemühte, so weit ich es vermochte, ihm gleich zu sein. Ich will auch jetzt nicht glauben, daß seine Absichten schon damals nur auf ein einziges Ziel gerichtet waren. Zu seiner eigenen Ehre nehme ich an, daß er nicht nur nach meiner Gunst, sondern auch nach meiner Hand strebte. Was mich anbetrifft, so kann ich auch heut nur die Versicherung geben, daß ich ihn von ganzer Seele liebte, offen, rückhaltslos — denn ich liebte zum ersten Male. Wildenau war ein zu verständiger Mann, um das nicht einzusehen. Daß er dennoch nicht meine Jugend und Unerfahrenheit bewachte und leitete, daß er sich hinreißen ließ, das Opfer meiner Ehre anzunehmen, noch ehe er mir eine bestimmte Erklärung über seine Absichten gegeben — das mag einer jener Widersprüche sein, die sich auch oft bei den edelsten Naturen finden. Ich selbst bedarf kaum einer Entschuldigung. Ich war jung und unerfahren, ich liebte den

Grafen leidenschaftlich und rückhaltslos und konnte vermöge meines Ranges, meiner Stellung und im Bewußtsein einer reinen Vergangenheit nichts Anders denken, als daß eine ewige Verbindung an die Stelle unserer glücklichen vorübergehenden Liebe treten werde. Ich selbst konnte mich nicht bewachen, denn ich hatte es nie gelernt. Waren Wildenau's Absichten rein und gut, so trifft ihn der Vorwurf, sich und mich nicht gehütet zu haben, da er der viel ältere Mann war. Gebrauchte er aber seine späteren Entschuldigungen nur als einen nichtigen Vorwand, sah er wirklich nichts in mir als ein Opfer, das er ungestraft betrügen könne — so möge ihm der Himmel verzeihen; ich kann es nicht.

„Wir lebten fast ein halbes Jahr in dem vollsten Genuß gegenseitiger Liebe, und ich hörte von meinem Bruder, daß Wildenau sich genau nach unseren Verhältnissen erkundigt habe, und den Wunsch zu hegen scheine, um meine Hand zu bitten. Daß er damit noch zögerte, hatte seinen Grund, wie er mir zuweilen andeutete, in der Erledigung seiner eigenen und geschäftlichen Angelegenheiten. Ich vertraute

und glaubte ihm unbedingt. Ich wagte nie eine Andeutung, daß ich wünsche, unsere Verbindung möge durch die eheliche Weihe geheiligt werden, denn daß dies früher oder später geschehen müsse, verstand sich ja, meiner Ansicht nach, von selbst. Ihm überließ ich es, das Nähere zu bestimmen.

„Er reiste plötzlich von Warschau ab, ohne einen andern als brieflichen Abschied von mir zu nehmen. Das betrübte mich wohl, aber es befremdete mich nicht. Wildenau schrieb mir ja, diese schnelle und sogar heimliche Abreise sei wegen einer geschäftlichen Angelegenheit nothwendig gewesen. Er gab mir seine Adresse und bat mich, ihm oft zu schreiben. Das that ich auch. Aber ich fühlte, wie entsetzlich es sei, so plötzlich nach einem langen und innigen Beisammensein von dem Geliebten getrennt zu werden — ich empfand die ganze Leere und Trostlosigkeit einer solchen Trennung, die jeden herzlichen und erquickenden Austausch der Gedanken unmöglich macht, ich empfand sie um so mehr, da ich mich Mutter fühlte.

„Was mir damals als ein großes Glück erschien — wenn es mir auch der Welt gegen-

über einige Vorsicht auferlegte — das sollte das Elend meines Lebens bilden. Wildenau schrieb mir, daß seine amtlichen Verhältnisse ihn zwängen, nach Paris und Madrid, vielleicht noch an einige andere Höfe zu gehen Ich erschrak, denn ich sollte einem Kinde das Leben geben, ohne den Vater desselben nennen zu dürfen. Um Wildenau's selbst willen wollte ich das nicht thun, ehe er mein Gatte war. Ich schrieb ihm wiederholte und dringende Briefe, wie diese Angelegenheit sich auf eine für uns Beide zufriedenstellende Weise erledigen lasse. Ich schlug ihm vor, nach Berlin zu ihm zu eilen und mich dort in aller Eile mit ihm verbinden zu lassen.

„Seine Antwort war, wie er mir schrieb, wenige Minuten vor seiner Abreise nach Paris verfaßt. Von unserer Verheirathung erwähnte er nichts; dagegen sagte er, es gebe ihm viel zu denken und mache ihn traurig, daß unsere Verbindung solche Folgen gehabt, denn bei der Unruhe, in der er die nächsten Monate verleben müsse, sehe er gar keine Möglichkeit, diese Angelegenheit zu ordnen. Doch nannte er mir eine Besitzung im Großherzogthum Po=

sen, die ihm gehörte, auf der ich in der größten Stille meine Niederkunft erwarten könne.

„Dieser Brief erschreckte mich zum ersten Male und ich dachte viel über denselben nach. Es schien mir unmöglich, daß Wildenau absichtlich mit unserer Verbindung zögern könne. Alles was ich ihm vorzuwerfen wagte, war damals nur, daß er sie nicht genug beschleunige. Aber der Geist des Zweifels war nun einmal in mein Herz eingezogen und hatte während meiner langen Einsamkeit Zeit genug, sich fest darin einzunisten. Den Vorschlag Wildenau's, mich auf sein Gut in Posen zu begeben, konnte ich unmöglich annehmen. Was für Gründe hätte ich finden sollen, um meinen Aufenthalt an einem solchen Orte zu rechtfertigen! Ich wählte ein schnelles Auskunftsmittel. Ich beschloß, ihm nach Paris zu folgen, ihn zu sprechen und alle Zweifel zu verbannen, die in meiner Seele aufgestiegen waren.

„Um nach Paris zu gehen, bedurfte ich weder eines Vorwandes noch einer Entschuldigung. Jeder wußte, daß ich Wildenau liebte, daß er sich dort befand und daß mir nichts

wünschenswerther sein könne, als ihm zu folgen. Auch war es nöthig für mich, Warschau zu verlassen, wenn ich nicht entdeckt sein wollte. Nur von einigen Dienerinnen und meiner Gesellschafterin begleitet, die in meine Geheimnisse eingeweiht war, reiste ich nach Paris. Ich sollte dort bei einer polnischen Dame wohnen, die mit uns verwandt war, wußte aber, daß sie sich zur Zeit nicht in Paris befand. Das erleichterte meinen Plan.

„Ich langte glücklich nach einer schnellen und angestrengten Reise in Paris an. Wildenau hatte ich nichts von diesem Plane mitgetheilt, ich wollte ihn überraschen. Jetzt zweifle ich nicht mehr daran, daß er meine Ankunft dennoch vorher wußte, denn ich weiß, daß er mich in Warschau überwachen ließ. Als ich ihn aufsuchen wollte, fand ich die Wohnung, die er benutzt, leer. Zwei Tage vor meiner Ankunft hatte er Paris verlassen und war nach Madrid abgereist. Er war vor mir geflohen.

„Damals wußte ich das freilich nicht, hatte auch keinen Grund, es zu ahnen. Aber selbst wenn ich den Grund seiner Abreise gekannt

hätte, würde ich nicht mehr niedergeschlagen gewesen sein, als ich es wirklich war. Meine Hoffnungen hatten sich nicht erfüllt. Ich war ebenso weit von Wildenau getrennt, wie vorher. Der einzige Trost, der mir blieb, bestand in der Einsamkeit, in der ich in Paris leben konnte. An Wildenau schrieb ich sogleich, auch meinem Bruder theilte ich mit, daß die Dame, bei der ich wohnen sollte, sich nicht in Paris befinde, daß ich sie aber dort erwarten werde. Seine Vermählung verhinderte ihn glücklicher Weise, mir zu folgen.

„Gern wäre ich Wildenau auch nach Madrid nachgereist, aber mein Zustand machte mir das unmöglich. Ich lebte abgeschlossen von aller Welt, als eine Kranke, und so, in der fremden Stadt, gebar ich meine Tochter. Vor Luciens Geburt hatte ich keinen Brief von Wildenau erhalten.

„Erst lange nach meiner Wiedergenesung gab mir meine Gesellschafterin die Schreiben, die von dem Grafen eingetroffen waren. Entweder ahnte sie den Inhalt, oder sie hatte die Briefe vorher gelesen, und gab sie mir deshalb erst nach meiner vollständigen Wiederherstellung.

Sie enthielten noch nicht das Letzte und Aeußerste, erschütterten mich aber tief. Wildenau theilte mir darin mit, daß seine Missionen ihn lange Zeit von Berlin und Warschau fern halten würden, daß er nicht wisse, wie lange er sich an irgend einem Orte aufhalten könne und daß es ihm deshalb unmöglich sei, mich zu erwarten. Von unserer Vermählung schrieb er kein Wort. Dagegen billigte er den Entschluß, der mich nach Paris geführt, aber nur aus dem Grunde, weil die Geburt Luciens nun ein Geheimniß geblieben und „weil es vor den Augen der Welt nun eben so gut sei, als wäre diese Geburt nicht erfolgt."

„Dieser letztere Grund — jede Mutter wird mit mir fühlen — entlockte mir zum ersten Male die schmerzlichsten Thränen und die bittersten Vorwürfe gegen Wildenau. Ich liebte mein Kind über Alles. Da Wildenau mir fehlte, so vertrat mir das zarte kleine Wesen seine ganze Stelle und ich trug alle Zärtlichkeit einer Liebenden und einer Mutter auf meine Tochter über. Ich war trostlos, daß Wildenau die Geburt dieses Kindes von einem solchen Gesichtspunkte auffassen konnte.

Ich fürchtete ernstlich, daß irgend eine neue Leidenschaft ihn von mir entfernt habe, daß er meiner überdrüssig geworden sei, und zitterte nicht für mich, aber für mein Kind. Doch ahnte ich noch nicht die ganze Wahrheit. Ich zweifelte nicht daran, daß eine ernste Mahnung Wildenau an seine Pflicht erinnern und daß Alles wieder gut werden würde, wenn ich ihn wieder sähe.

„Ich schrieb ihm deshalb in einem ernsten und vorwurfsvollen Briefe, daß sein Benehmen mir unklar und dunkel sei und daß ich bestimmte Erklärungen von ihm verlangen müsse, auf welche Weise er mein eigenes und das Schicksal meines Kindes sicherstellen wolle, und daß dies nur auf zwei Wegen möglich sei: entweder durch eine schleunige Vermählung, oder durch ein vorläufiges von ihm ausgestelltes Dokument, in welchem er mich als seine rechtmäßige Gattin und Lucie als seine rechtmäßige Tochter anerkenne.

„Mit Ungeduld und Unruhe erwartete ich die Antwort. Sie kam erst nach langer Zeit. Ich kann sie nicht nach ihrem ganzen Inhalte mittheilen. Aber sie enthielt ungefähr Folgendes:

„Wildenau schrieb, es müsse endlich klar zwischen uns werden. — Er habe gehofft, ich werde ihn nicht zu einer solchen Erklärung zwingen, da es nun aber doch geschehen sei, so wolle er sie geben. Er schilderte unser Verhältniß von Anfang an, er sagte, er habe mich wahrhaft geliebt und keine andere Absicht gehabt, als mich zu seiner Gattin zu machen. Daß unser Verhältniß schon vorher ein innigeres geworden, als die Sitte erlaube, daran trügen wir Beide gleiche Schuld. An einem Abende jedoch, mitten in den Vorbereitungen zu seiner Verbindung mit mir, habe er Eröffnungen erhalten, die ihn auf's Tiefste erschüttert und unserm Verhältniß eine ganz neue Wendung gegeben. Er habe genauere Mittheilungen über mein früheres Leben empfangen, aus denen unzweifelhaft hervorgehe, daß ich mich in einer Art und Weise kompromittirt, die es ihm unmöglich mache, mein Gatte zu werden, denn auf dem Rufe seiner Gattin dürfe nicht der geringste Makel haften. Er nannte mir drei Personen, zu denen ich in demselben Verhältnisse gestanden haben sollte, wie zu ihm selbst. Wenn er nun auch gern glaube, daß

ich früher nur leichtsinnig gehandelt und daß ich durch das Beispiel meiner Genossinnen verführt worden, so stehe die Thatsache meiner Vergangenheit doch immer fest, und ich könne unmöglich seine Gattin werden. Was Lucie anbetreffe, so werde er nichts dagegen einwenden, wenn ich darauf bestehe, daß sie seinen Namen führe. Jedenfalls werde er sie nie verlassen, so wenig wie mich, und ihr alle väterliche Liebe schenken. Schließlich halte er es für das Beste, wenn wir uns nicht wiedersähen. Er habe mir sein ganzes Herz geschenkt und fühle schmerzlich, daß er sich getäuscht. Wolle ich ihm dagegen die Tochter senden, so werde er sehr glücklich darüber sein.

„In welche Lage mich dieser Brief versetzte, brauche ich nicht zu schildern. Ich hatte Stunden, in denen ich wirklich wahnsinnig war, und in der andern Zeit fürchtete ich, es zu werden. Dennoch blieb mir die Kraft, Wildenau einen langen Brief zu schreiben und mich zu rechtfertigen.

„Ich sagte ihm, daß ich allerdings tief bedauere, früher die Grenzen weiblicher Schüchternheit überschritten zu haben, daß mich aber

kein ernstlicher Vorwurf treffen könne. Mit dem einen der Herren, den er erwähnt hatte, einem polnischen Ulanen-Offizier, sei ich freilich einige Mal in Herrenkleidern ausgeritten, aber er habe mir nie die Hand gedrückt. Der Andere, Attaché einer fremden Gesandtschaft, habe mir einmal auf einer dunklen Treppe gewaltsam einen Kuß geraubt, und ich hätte ihn dafür augenblicklich mit meiner Reitgerte gezüchtigt. Mit dem dritten habe ich nie drei Worte allein gesprochen. Wenn trotzdem — wie mir Wildenau geschrieben — diese Herren sich meiner Gunst rühmten, so seien sie ehrlose Lügner und folgten nur der Sitte, die leider in Warschau allgemein sei, mit Gunstbezeigungen zu prahlen, die sie wohl erstrebt, aber nie genossen hätten. Wildenau solle nur den Muth haben, sie öffentlich Lügner zu nennen, und er werde sehen, daß Keiner seine Behauptungen auch nur annähernd zu beweisen im Stande sei. Ihn selbst, Wildenau, müsse ich fast verachten, daß er solchen Leuten so leichtsinnig geglaubt. Ich gäbe ihm deshalb meine heilige Erklärung, daß ich vollkommen würdig sei, seine Gattin zu werden. Ziehe er sich nach dieser Erklärung

dennoch zurück, so würde ich ihn für einen Ehrlosen halten und an Rache denken. Von einer Ueberlassung Luciens an ihn könne nie die Rede sein. Ueberhaupt würde ich keine andere Entschädigung für mich und meine Tochter annehmen, als diejenige, die uns gebühre: die Anerkennung durch die Ehe.

„Ich erhielt keine Antwort. Erst nach langer Zeit schrieb mir Wildenau kurz, er wolle noch einmal Erkundigungen einziehen. Nun schwand mir auch der letzte Zweifel, daß ich verloren sei. Ich verlebte ein Jahr, dessen ich mich fast kaum mehr erinnere, und in dem ich geistig und körperlich am Rande der Vernichtung schwebte. Was mich rettete, was mich dem Leben zurückgab, waren die ersten zärtlichen Worte, die Lucie mir in einem meiner lichten Augenblicke entgegenstammelte. Ich begann wieder zu denken, zu fühlen und zu leben.

„Ohne Säumen reiste ich nach Warschau zurück und theilte meinem Bruder den ganzen Verlauf meines Verhältnisses mit Wildenau mit. Er erschrak, war aber elend genug, mir einzugestehen, daß er selbst an meine Schuld

geglaubt habe. Ich erwiederte nichts darauf, ließ mir aber sein Wort geben, daß er mich an Wildenau rächen werde. Von den Männern, die mich beschuldigt, war der Erste im Duell gefallen, der Zweite befand sich auf Reisen in Indien, der Dritte gab meinem Bruder eine Erklärung, daß er sich geirrt, daß er geglaubt, es sei von einer andern Dame meines Namens, einer entfernten Verwandten, die Rede gewesen. Aber ich fühlte wohl, daß Alles zu spät sei, und ich begann mich in mein Schicksal zu fügen. Wildenau ließ nichts von sich hören. Mein Bruder, ein Feigling, hatte nicht den Muth, ihn zu tödten. Ich sagte ihm, daß er ein Ehrloser sei, und verließ mit dem Gelde, das ich augenblicklich besaß, das Haus meiner Eltern, um verborgen vor der Welt meiner Tochter und meiner Schmach zu leben.

„Wer das so leichthin liest, dem mag es klingen, wie eine längst verbrauchte Redensart, und er mag sich nicht viel dabei denken. Aber er mag überlegen, daß es diese fünfzehn Jahre des Elends und der Schmach gewesen sind, die mich jetzt in den Tod trieben, die mein Herz allmählich gebrochen und mich selbst, obgleich

ich an Jahren noch jung bin, zu einer Matrone gemacht haben. Armuth und Elend sind vielleicht nicht so schwer zu tragen für diejenigen, die daran gewöhnt sind oder deren Herz leicht und zufrieden schlägt. Wer aber bessere Zeiten genossen, und an dessen Herzen der Wurm der Verzweiflung nagt, für den ist die Armuth eine erdrückende Last, ein Gewicht, das ihn trotz allen Widerstrebens in die Tiefe zieht.

„Ich war in Haß und Groll von meinem Bruder geschieden und hatte den felsenfesten Entschluß gefaßt, ihm nie wieder ins Gesicht zu blicken, wenigstens nicht eher, als bis er meine Ehre an Wildenau gerächt. Ebenso war ich entschlossen, nie wieder eine Zeile an den treulosen Grafen zu schreiben. Ich hatte nur eine Dienerin mit mir genommen. Allein mit meinem Kinde wollte ich die Wanderung durch das Leben beginnen. Ich führte meinen Entschluß aus, ich hielt fest an dem, was ich mir selbst gelobt. Aber mein Herz ist darüber gebrochen.

„Noch nicht gewöhnt an die Beschränkungen der Armuth, gab ich schon im ersten Jahre beinahe die ganze Summe aus, die ich mit mir genommen. Nun galt es nicht nur mein

eigenes, sondern das Leben meines Kindes zu fristen. Ich arbeitete. Zum Glück für mich hatte ich in der Jugend nicht blos gern, sondern auch gut gestickt. Mit solchen Arbeiten fristete nun die Prinzessin Anna Borczewska ihr Leben. Aber Krankheiten unterbrachen diese Arbeit und meine Augen trübten sich vom Weinen und vom Nachtwachen. Noch einmal kämpfte ich einen harten Entschluß, und beinahe wäre ich zu meinem Bruder zurückgekehrt, um wenn auch nicht meine frühere Stellung, doch eine erträgliche Lage einzunehmen. Aber mein Stolz — oder auch mein Ehrgefühl — siegte. Anna Borczewska, nachdem sie die vorübergehende Geliebte eines deutschen Grafen gewesen, konnte nicht mehr als Prinzessin auftreten, und wenn sie es that, so durfte sie ihr Kind nur im Verborgenen an ihr Herz drücken und durfte ihm nie vor der Welt die Rechte gewähren, die es wirklich besaß. Deshalb blieb ich im Elend.

„Nur zu einem einzigen Zugeständniß ließ sich mein Stolz herab. Ich fühlte, daß der Ertrag meiner Arbeiten nicht ausreichte, unser

Leben auch nur kärglich zu fristen. Deshalb schrieb ich unter dem Namen meiner frühern Gesellschafterin, von der ich wußte, daß sie inzwischen gestorben, einen Brief an meinen Bruder, in welchem ich ihm meinen und meines Kindes Tod meldete und um ein jährliches Almosen bat. Freigebig wie immer, vielleicht auch die Wahrheit ahnend, gewährte er der vermeintlichen Gesellschafterin die doppelte Summe, die ich auch regelmäßig in Dresden, später in Berlin, erhob. Nachforschungen ließ er nie anstellen. Ich galt in meiner Heimath für todt, und da es mir an allen Dokumenten fehlte, mein früheres Dasein zu beweisen, so würde es mir unmöglich gewesen sein, in meine früheren Rechte wieder einzutreten, wenn man mir Schwierigkeiten hätte in den Weg legen wollen.

„Auf dieselbe einförmige Weise ist mein Leben bis vor Kurzem verflossen. Meine Tochter hat mir manche frohe Stunde bereitet; aber im Ganzen ist mein Dasein ein jammervolles gewesen. Was mich zu dem jetzigen Entschlusse treibt, ist die einfache Thatsache, daß mein Bruder todt oder verschollen ist, und daß der

Banquier mir die Auszahlung jener Summe, die ich im vergangenen Monate zu erheben hatte, verweigerte. Paul soll im Harz verunglückt sein, als er der Spur seiner verloren gegangenen Tochter nachforschte.

„Ich stehe also auf's Neue vor dem Abgrunde unendlichen Elends und fühle nicht die Kraft in mir, es zu ertragen. Eben so wenig besitze ich den Muth, meine Tochter allein in der Welt zurückzulassen. Sie ist unerfahren wie ein Kind von zehn Jahren und schön wie ein Engel. Ich aber habe in meinem jetzigen Leben die Welt und ihre Wege genugsam kennen gelernt, um zu wissen, daß ein so armes und so schönes Mädchen unrettbar einem schlimmeren Verderben, als dem Tode preisgegeben ist. Ich bin entschlossen, zu sterben, und meine Tochter mit mir sterben zu lassen. Wenn ich ein Verbrechen dadurch begehe, so wird derjenige es mir verzeihen, vor dem ich bald erscheinen werde, denn er kennt meine Gründe. Lucie hat nie einen Genuß des Lebens gekostet. Das Leben ist also kein Gut für sie, und sie verliert nichts, wenn sie stirbt.

„Das ist meine Geschichte. Sie mag so

einfach sein wie sie will, so wird sie dennoch das Herz desjenigen rühren, der sich von Anfang an in meine Lage hineinzudenken vermocht. Mein ganzes Elend hatte seinen Grund in einer Schuld, die nicht meine eigene, sondern die der Polinnen überhaupt ist. Wie so viele junge und leidenschaftliche Mädchen meines Vaterlandes, verachtete ich den Schein, und gab mich einer Freiheit hin, die dem Auge des Uebelwollenden oder Mißtrauischen als Zügellosigkeit erscheinen konnte. Schon oft mag Manche meiner Schicksals-Genossinnen diesen Leichtsinn ihrer Jugend bitter bereut haben — keine aber so schmerzlich, wie ich. Die Welt urtheilt nach dem Schein, und oft vermögen hundert gute Gründe nicht den kleinsten Verdacht zu beseitigen. Hätte mir eine warnende Freundin zur Seite gestanden, die mich daran erinnert, daß man mir später mein ungebundenes Leben zum Vorwurf machen könne, so würde mein Ruf so rein geblieben sein, wie mein Herz und ich wäre heut die Gattin Wildenau's. Wenigstens will ich das zu seiner eigenen Rechtfertigung annehmen.

„Und nun bitte ich Gott, mir zu verzeihen

und mich und mein Kind in Gnaden anzunehmen! Denen aber, die mir noch nach meinem Tode Vorwürfe machen könnten, mögen diese Zeilen sagen, daß ich weder im Leben, noch im Tode so schuldig war, als es vielleicht geschienen hat. Anna Borczewska."

Alfred saß noch lange, nachdem er diesen traurigen Bericht gelesen, und sann nach über das unglückliche Schicksal der Mutter Luciens. Den Grafen Wildenau kannte er nicht und wußte nicht, ob und wo er lebe. Doch wollte er Erkundigungen darüber einziehen. Wohl aber kannte er den Bruder der Prinzessin, den Fürsten Paul Borczewski, denselben, dessen Tochter Lodoiska mit Werner geflohen.

Konnte er sich des Gedankens erwehren, daß die Schwäche des Bruders, der es nicht gewagt, die Ehre seiner Schwester zu vertheidigen, schon hier auf Erden eine entsetzliche Strafe durch das so ähnliche Schicksal der eigenen Tochter erhalten? In demselben Dresden, in dem das Opfer der Feigheit des Fürsten Borczewski unbekannt und ärmlich lebte, lernte Lodoiska Denjenigen kennen, der die verlassene

Schwester ihres Vaters rächen sollte! Alfred erschrak fast über diese schnelle Strafe. Daß der Fürst verschollen oder todt sei, erfuhr er erst aus diesem Vermächtniß. So wußten also die beiden am meisten Betheiligten nicht einmal, wie bald den Fürsten die Strafe ereilt, denn auch die Prinzessin schien keine Ahnung davon gehabt zu haben, welchem Schicksal die Tochter ihres Bruders anheim gefallen.

Und was sollte er Lucie von dem erzählen, was er gelesen? Wie sollte er ihr, dem so jungen und unerfahrenen Mädchen, begreiflich machen, was die Mutter verschuldet und weshalb sie doch auch wieder nicht schuldig sei? Unmöglich konnte ihn Lucie verstehen und außerdem war der Gegenstand überhaupt zu einer Unterredung zwischen zwei jungen Leuten nicht geeignet. Er kam also mit sich überein, seinem Schützling nur zu sagen, die Mutter sei von einem treulosen Manne verlassen worden und habe ihre Existenz bedroht gesehen. Die Papiere wollte er aufbewahren, um sie einst Lucien zu übergeben, wenn sie die Welt genug kannte, um das Unglück ihrer Mutter zu verstehen.

Am andern Morgen begannen die Unterrichtsstunden des jungen Mädchens, und von nun ab besuchte Alfred regelmäßig des Vormittags und Nachmittags seine Schutzbefohlene, um sich an ihrem heitern Gespräche zu erquicken und über ihr Glück zu freuen.

Der Gartenthurm.

Als Doctor Breitenfeld sich von Alfred getrennt hatte, kehrte er ungefähr nach derselben Gegend zurück, in der er Alfred begegnet, nach demjenigen Theile der Dorotheen-Straße nämlich, der sich zwischen der Friedrichs-Straße und einer jener Querstraßen befindet, die mit dieser Hauptschlagader Berlins parallel laufen.

Aber ehe wir dem Doctor folgen, dessen Beziehungen zu Werner, dem Grafen Wildenau und anderen Personen Manchem räthselhaft und geheimnißvoll erschienen sein mögen, bitten wir die Leser, sich noch einmal die Situation zurückzurufen, in welcher sich die Hauptpersonen dieser Erzählung befinden, denn der

fortschreitende Gang der Ereignisse wird später einen solchen Rückblick kaum gestatten.

Graf Werner selbst, der seltsame Mensch, von seinem Vater enterbt, hineingeschleudert in ein Leben, das seinem Stande und seiner Erziehung so wenig genügte, kalt und grausam gegen die Frauen und doch von allen geliebt, mit sich selbst zerfallen und den Tod verachtend — Graf Werner befand sich um diese Zeit als Genesender unter dem Schutze Mr. Harris, des Pflanzers, der nach einer fast dreißigjährigen Abwesenheit in sein Vaterland zurückgekehrt war, vielleicht um den Rest seiner Tage ruhig in Deutschland zu verleben, vielleicht um altes Unrecht zu sühnen oder zu strafen. Seine Aeußerung zu Werner: „er bedürfe der Freunde,“ deutete sogar darauf hin, als ob er einem Vorhaben entgegen sehe, bei dem ihm eine thatkräftige Unterstützung erwünscht sei. Die beiden Männer hatten sich zufällig und unter außergewöhnlichen Verhältnissen kennen gelernt. Aber Keiner wußte etwas von der Vergangenheit des Andern.

Unter dem Schutze desselben Mr. Harris befand sich Lodoiska Borczewska, immer noch

dem Tode näher, als dem Leben. Adelaide dagegen war bereits nach Berlin zur Gesellschaft Bottelini zurückgekehrt und hatte ihre Kunst wieder aufgenommen.

Was Alfred und Lucie anbetrifft, so haben wir sie vor so kurzer Zeit verlassen, daß eine Erinnerung an sie nicht nöthig ist. Jene Hortense aber, die Marquise de Farey, befand sich noch in ihrer Villa bei Hamburg, ohne eine Ahnung der traurigen Folgen, welche ihre nächtliche Zusammenkunft über den frühern Geliebten heraufbeschworen.

Der alte Georg bewachte immer noch das einsame Schloß Hasselstein und machte seine nächtlichen Gänge, während seine Tochter, Lisbeth Anderberg, in jene eigenthümliche Stellung zu dem Grafen Wildenau getreten war, die ihr freilich einen Theil ihrer persönlichen Freiheit raubte, aber andererseits auch die Ruhe und Abgeschiedenheit gewährte, die ihrem blutenden Herzen ein Bedürfniß war.

Die anderen Personen, die außer den erwähnten thätig in das Drama eingreifen, werden die Leser bald genug kennen lernen.

— — — — — — — — — — — —

Doctor Breitenfeld also richtete seine Schritte nach der Dorotheen-Straße und stand dort vor einem der Häuser auf der nördlichen Seite der Straße still.

Die Dorotheen-Straße hat sich von den modernen Umänderungen, die in Berlin während weniger Jahre das Aussehn mancher Straßen vollkommen verwandelt, ziemlich frei zu halten gewußt. Der kaufmännische Geist der Neuzeit hat in ihr noch kein ergiebiges Terrain für seine weit reichenden Spekulationen gefunden. Man sieht dort noch keine Läden, man findet sogar — eine Seltenheit in diesem Stadttheil — Häuser, in denen man gar kein Geschäftslokal bemerkt und die nur zu Privatwohnungen dienen. Einzelne von diesen Häusern tragen ein alterthümliches Gepräge und verrathen schon durch ihre Bauart, durch die fast immer niedergelassenen Rouleaux und andere Zeichen, die dem kundigen Auge nicht entgehen, daß sie reichen und ruheliebenden Privatleuten gehören.

An der Portierklingel eines dieser Häuser schellte der Doctor Breitenfeld und wurde eingelassen, nachdem ihn der Portier durch eine

Oeffnung in der Thür mit einem flüchtigen Blick gemustert.

„Ist der Herr Graf zu Hause?" fragte Breitenfeld.

„Ich glaube wohl," antwortete der Portier. „Bestimmt kann ich es nicht sagen."

Der Doctor wunderte sich nicht über diese Antwort, obgleich sie seltsam genug klang, denn der Portier mußte doch am sichersten wissen, ob sein Herr zu Hause sei, und andrerseits war Breitenfeld der Arzt des Grafen und hatte zu jeder Tageszeit freien Zutritt; vor ihm war also jedes Geheimniß überflüssig. Breitenfeld wußte aber recht gut, was der Portier meine. Das Haus hatte außer dem Haupteingang in der Dorotheen-Straße noch einen Ausgang nach der Georgen-Straße. Der Portier konnte also nicht wissen, ob der Graf auf diesem zweiten Wege das Haus verlassen.

Breitenfeld schien übrigens mit der Lokalität vollkommen vertraut zu sein. Er ging durch das Vorderhaus und durchschritt den reinlichen, stillen, gepflasterten Hof, der rings von Gebäuden umschlossen war. Ein Durchgang führte durch eines dieser Gebäude in einen

Garten mit hohen Bäumen und mannichfaltigen Anlagen, die einst sehr schön gewesen sein mochten, deren halb wilder Zustand aber verkündete, daß sich der jetzige Herr wenig um die Gartenkunst kümmere. In diesem Garten lag ein Haus von neuerer Bauart, trotzdem aber von seltsamem Aussehn. Es glich mehr einem Thurme, als einem Hause, denn bei einer Höhe von vier Stockwerken hatte es kaum eine Breite von drei Fenstern. Ursprünglich war es errichtet worden, um die Wasserkunst zu treiben, die sich im Garten befand. Der jetzige Herr aber, Graf Wilhelm Hasselstein, hatte es umbauen und eigens für seine Zwecke einrichten lassen. Es diente ihm als Zufluchtsstätte, wenn er allein sein wollte, zugleich aber auch als Schauplatz seiner geheimen Vergnügungen. Von diesem Hause — gewöhnlich der Gartenthurm genannt — führte auch jener Ausgang nach der Georgen-Straße, und zwar durch eine Pforte in der Gartenmauer, die sich bis zu jener Straße hinzog.

Wenn der Graf Hasselstein in Berlin wohnte, so kümmerte er sich fast nie um das Vorderhaus, denn er sah äußerst selten Gäste bei sich.

Seine vertrauten Bekannten — ungefähr zwei oder drei — wußten schon, daß er nur im Gartenthurm zu treffen sei, und richteten ihre Schritte dorthin. So auch Breitenfeld. Er pochte an die Thür im Erdgeschoß des Thurmes, der aus rohen Backsteinen zierlich und elegant erbaut war, und nannte seinen Namen, als er hörte, daß man im Innern frage, wer da sei. Ein alter Diener, in einer Tracht, die noch dem vorigen Jahrhundert angehörte, öffnete ihm und ließ ihn eintreten. Er selbst war ohne Zweifel ebenfalls im vorigen Jahrhundert geboren. Aber sein Gesicht hatte nichts von jener Würde und demüthigen Treue, die man gewöhnlich bei alten Dienern findet. Es war blaß und wie ausgetrocknet; die Augen lagen tief und leuchteten mit einem unheimlichen, listigen Glanze. Ein solcher Diener verkündete schwerlich einen guten Herrn.

Trotzdem reichte ihm Doctor Breitenfeld ganz cordial die Hand und der Diener nahm sie eben so vertraut, freilich mit einem tiefen Bückling.

„Wie geht es, Fleuron?“ fragte der Doctor. „Ist Alles wohl?“

„Der Herr Graf haben in der Nacht etwas unruhig geschlafen," antwortete Fleuron mit einem Accent, der selbst jetzt noch — und vielleicht absichtlich — den Franzosen verrieth. „Es ist das alte Uebel."

„Nun, das wird sich wohl legen," meinte der Doctor mit einem leichten Lächeln. „Kann ich zu ihm gehen?"

Fleuron antwortete, er wolle nachsehen, und ging die Treppe hinauf, kam auch nach kurzer Zeit mit der Nachricht zurück, der Herr Graf sei zu sprechen.

„Sonst ist Niemand hier gewesen?" fragte der Doctor flüchtig den Bedienten.

„Niemand!" antwortete dieser und schüttelte den Kopf.

Breitenfeld ging die Treppe hinauf, die breit und zierlich war. Ueberhaupt schien das Innere des Gartenthurmes mit dem eleganten Aeußern im Einklang zu stehen. Während das alterthümliche Vorderhaus in der Dorotheen-Straße dazu bestimmt war, die alte Würde und die stattliche Solidität des gräflichen Geschlechts zu repräsentiren, entsprach dieser verborgene Gartenthurm augenscheinlich der Pri-

vatliebhaberei des jetzigen Besitzers. Schöne Statuen, zum Theil in Marmor, zum Theil in guten Gypsabgüssen nach Antiken, zierten die Treppenabsätze und die Nischen. Alle stellten das Ideal der alten Griechen und Römer, die Venus dar, in den verschiedenen Stellungen, wie sie uns durch die erhaltenen Bildwerke aus jener Zeit überliefert worden. An den Wänden befanden sich Fresco-Malereien in ähnlichem Geschmack, zum Theil Copieen nach den Wandgemälden, wie man sie in Pompeji entdeckt — hier eine Bacchantin, den Thyrsusstab schwingend, dort eine antike Tänzerin, hier eine Nymphe, dort eine wilde Mänade, Alle in Stellungen zugleich so schön und doch so sinnlich, wie sie nur das kunst- und schönheitserfüllte Alterthum ersinnen konnte.

Wenn nun das Innere dieses Thurmes im Widerspruch stand mit dem, was man von dem Besitzer des düsteren Hasselstein und des ernsten Vorderhauses erwartete, so zeigte sich hier noch ein neuer Widerspruch: zwischen demjenigen Wesen nämlich, wie es Doctor Breitenfeld der Welt gegenüber zeigte und wie er es hier einnahm. Wir haben schon erwähnt, daß

der Doctor ein schöner, schlanker Mann war, mit bleichem, regelmäßigem Gesicht, wohlgepflegtem schwarzen Haar und Bart und äußerst feinem Wesen. Er nahm fast Jedermann für sich ein, sowohl durch seine feine Bildung, wie durch seine vollendeten Manieren. Alfred, der einst selbst der Liebling so manches vornehmen Pariser Kreises gewesen, fand nicht den geringsten Tadel an ihm.

Aber hier schien die Gestalt des Arztes plötzlich zusammen zu schrumpfen, seine Züge wurden matt, seine Augenlider senkten sich und sein Gang wurde langsam, vorsichtig und scheu. Sein ganzes Wesen nahm etwas Gedrücktes und Lauerndes an. Er glich einem Knaben, der heimlich entwichen, lange in stolzer Freiheit durch Feld und Wald gestreift und nun nach dem väterlichen Hause zurückkehrt, die Strafe erwartend. Ob das Verstellung bei dem Arzt war, ob er sich wirklich als Diener einem hohen Herrn gegenüber fühlte, oder ob er in einem ganz besondern Abhängigkeitsverhältniß zu dem Grafen stand — das ließ sich nicht unterscheiden. Nur die Veränderung war deutlich sichtbar. Sie entstellte ihn und machte ihn

häßlich. Sein Gesicht verlor alles Leben, allen Ausdruck. Es glich einer Todtenmaske. Wie ein alter Mann schlich er die Treppe hinauf und das Steigen schien ihm sehr beschwerlich zu werden. Er hustete sogar.

Oben angelangt, näherte er sich einer schönen aus Eichenholz geschnitzten Thür und klopfte an. Eine derbe Stimme rief herein und der Arzt trat in ein Zimmer, das mit allem erdenklichen Luxus des jetzigen und des vergangenen Jahrhunderts ausgestattet war, und in dem Alles, die Bilder, die Statuetten, die Verzierungen, selbst die kleinsten Gegenstände, Briefbeschwerer und Leuchter, ein Raffinement zeigten, das eines modernen Sybariten würdig war und selbst ein scheues männliches Auge unwillkürlich gezwungen hätte, sich zu senken.

Inmitten dieses Luxus saß in einem rothen Sammet-Fauteuil ein alter Mann von mittlerer Größe, in einen weiten türkischen Schlafrock gehüllt, der seine Figur verbarg und nur sein blasses, runzelvolles Gesicht und den fast kahlen Kopf frei ließ. Das Gesicht mochte einst nicht häßlich gewesen sein, wenigstens deuteten die gebogene Nase und die hohe Stirn darauf

hin. Jetzt aber glich es dem eines alt gewordenen Geiers oder Habichts. Niemand, der es zum ersten Male sah, konnte verkennen, daß es einem Manne angehöre, den Leidenschaften und Sinnlichkeit gefoltert hatten.

„Hol' Sie der Teufel, Doctor!“ rief er. „Ihr Trank hat mir wenig geholfen. Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan!“

Breitenfeld hatte eine tiefe Verbeugung gemacht, Hut und Stock bei Seite gestellt und antwortete nicht sogleich.

„Das setzt mich nicht in Erstaunen, denn ich sehe Sie immer noch bei der alten Beschäftigung!“ sagte er jetzt. „Gegen solche Uebel hilft keine Medicin, Herr Graf!“

„Aber Sie sind Schuld daran! antwortete ihm der Graf halb heftig, halb lachend. „Wer hat mich zuerst auf die Dirne aufmerksam gemacht? Sie, mein Theuerster!“

„Das ist leider wahr, Herr Graf, und ich bekenne mein Unrecht,“ antwortete Breitenfeld. „Aber hätte ich auch nur die leiseste Ahnung gehabt, daß Sie diese Mittheilung benutzen könnten, um sich in eine solche Aufregung zu

versetzen, so würde ich mir eher die Zunge abgeschnitten, als gesprochen haben."

„Es ist wahr," sagte der Graf in einem Tone, der halb kläglich und ärgerlich, halb spottend klang. „Ich bin gar kein Mensch mehr. Seit Sie mir gesagt, daß Sie da drüben in der Friedrichsstraße die kleine polnische Hexe gefunden und seit ich entdeckt, daß ich mit meinem Fernrohr gerade in ihr Kämmerchen sehen kann — seitdem habe ich keine ruhige Minute mehr. Ich sitze den ganzen Tag vor diesem Rohr und sehe mir die Augen blind — ja, wirklich blind, Sie Schelm, denn ich kann kaum mehr sehen, und die Augen sind mir entzündet. Ach, gestern Abend, es war zum Rasendwerden!"

„Gestern Abend? Was war da?" fragte Breitenfeld mit der größten Ruhe, sogar mit einer gewissen Gleichgiltigkeit, obwohl es jedem Andern schwer gewesen sein würde, bei den Klagen dieses verliebten alten Narren ein Lächeln zu unterdrücken.

„Gestern Abend — nun, Sie wissen, es sind Vorhänge an den Fenstern" — antwortete der Graf. „Aber zuweilen verschieben sie sich

ein wenig, und mein Petitpierre ist so gut, daß ich durch die kleinsten Oeffnungen sehen kann, als ob ich das Auge dicht davor hätte. Gestern Abend nun hatte sich die eine Gardine bei Seite geschoben, und ich saß wie auf Kohlen, denn ich erwartete, die kleine Hexe solle schlafen gehen. Ich sitze vor dem Glase — es ist neun Uhr, denn ich fürchte, sie wird sich früh, noch bei Tageslicht niederlegen — es ist zehn — es wird elf — kein Schimmer von Licht. Ich warte bis zwölf — vergebens. Ueberzeugt, daß sie ohne Licht zu Bett gegangen, stehe ich auf — ach, mit entsetzlichen Rückenschmerzen, nicht im Stande, mich zu rühren und so blind, daß ich mich mit den Händen weiter fühlen mußte. Alles Blut schien mir in die Augen gedrungen zu sein und in den Schläfen schlug es mir wie glühende Hämmer. Plötzlich sehe ich durch's Fenster dort drüben Licht. Voller Freude stürze ich nach dem Fernrohr, aber der Sessel, auf den ich mich setzen will, fällt um, ich kniee nieder, kann aber das Okular nicht finden, und als ich es endlich gefunden, ist drüben Alles wieder dunkel. Da, Doctor, da brüllte ich vor Wuth,

und Fleuron kam die Treppe heraufgestürzt, um mich zu fragen, was mir fehle. Aber ich sagte ihm, er möge seinen Kopf in Sicherheit bringen, wenn er ihm lieb sei. Vom Schlafen war nicht die Rede."

„Das ist sehr natürlich," sagte Breitenfeld matt und kalt. „Aber wie können Sie das auch thun? Sie ruiniren sich selbst. Wenn Sie nun auch ein ander Mal glücklicher sind, wenn Sie im besten Falle eine Schulter oder den Arm des hübschen Mädchens sehen, was nützt es Ihnen? Sie sind in den Jahren, in denen man die Nachtruhe nicht so leicht opfern darf."

„Zum Teufel, ich bin in den Jahren, in denen man sein Leben genießen will, weil Einem nicht mehr viel davon übrig bleibt," unterbrach ihn der Graf wüthend. „Moralisiren Sie nicht, Doctor, Sie meinen es doch nicht aufrichtig. Ich bin liebeskrank. Also helfen Sie mir. Seit ich das Mädchen drüben am Fenster sah, wie sie es öffnete und sich hinausbeugte und den Schwalben zusah — seitdem bin ich ein Narr geworden. Nie hat mich ein Weibsbild so unruhig, so toll gemacht. Es ist

leider wahr: wir Alten lieben die erste Jugend am meisten. Also seien Sie kein Thor! Sie kennen sie, Sie gehen zu ihr. Verhelfen Sie mir dazu, daß auch ich sie kennen lerne.

„Unmöglich, Herr Graf!“ rief Breitenfeld etwas lebhafter als gewöhnlich. „Ich habe Ihnen Alles genau und der Wahrheit gemäß erzählt. Ich bin nichts dort, als der Arzt, und ein Arzt muß immer vorsichtig sein. Ja, wenn dieser Kunstreiter nicht wäre, der sich ihrer angenommen hat — dieser Ducrozet — dann bliebe eine Möglichkeit, Sie mit der kleinen Borczewska bekannt zu machen. Aber dieser Franzose ist klug und wird die Gunst des Zufalls nicht unbenutzt lassen. Jetzt schwärmt er freilich nur brüderlich für sie.“

„Ein Kunstreiter!“ unterbrach ihn der Graf verächtlich und ungläubig.

„Verzeihung!“ antwortete der Doctor. „Er steht, wie ich auf meine Erkundigung erfahren habe, in einem ähnlichen Verhältnisse zu der Truppe, wie Ihr — wie Herr Werner. Er ist ein französischer Vicomte, soll reich und unabhängig sein und kann leben, wo er will. Es läßt sich also beinahe annehmen, daß er

der Kleinen wegen in Berlin bleiben wird — und da er, wie gesagt, nicht nur klug und routinirt, sondern auch ein schöner und reicher Mann ist, so begreifen Sie, Herr Graf, daß jede Möglichkeit einer Annäherung verschwindet."

„Ich wünschte, dieser Franzose wäre wo der Pfeffer wächst!" rief der Graf. „Kann man ihn nicht aus Berlin entfernen. Ein Franzose — Republikaner — er hat gewiß keine Pässe —"

„O doch," unterbrach ihn Breitenfeld mit einem matten Lächeln. „Seine Papiere sind in der besten Ordnung und er ist mit einigen hier wohnenden Franzosen von Stande gut bekannt. Bei den Kunstreitern scheint er sich nur aufzuhalten, um sich zu zerstreuen, und wenn ich nicht irre, so ist ihm die Truppe jetzt, da Fräulein Lucie ihn beschäftigt, schon sehr gleichgiltig geworden."

„Schon gut!" murmelte Graf Hasselstein grollend. „Warum haben wir keine Banditen?"

Breitenfeld zuckte die Achseln und sah stumpf und gleichgiltig vor sich hin, während der Graf durch die zurückgezogenen Damastgardinen hinübersah nach der Hinterseite eines Hauses in

der Friedrichsstraße, desselben, in welchem Alfred und Lucie wohnten, und nach dessen Fenstern auch das schöne Petitpierre'sche Fernrohr gerichtet war, das auf einem Tischchen mitten im Zimmer stand.

„Da wir einmal von Kunstreitern sprechen," unterbrach der Doctor dann die Pause, „Sie haben den Circus ja so nahe. Weshalb knüpfen Sie dort nicht eine Bekanntschaft an?"

„Bah, mein Theuerster, über derartige Liaisons bin ich hinaus!" antwortete der Graf verächtlich. „Abgesehen davon, daß ich dort ein Rival meines — des Herrn Werner sein würde! Nein, jetzt kann nur Außergewöhnliches mich erregen. Eine Kunstreiterin! Ich würde mich schämen, wenn sie in diese allerliebsten Zimmer träte — ein Geschöpf, das nach Pferden riecht! Nein, Doctor, das waren damals meine Passionen, als ich mich selbst noch in den Pferdeställen herumtrieb. Aber jetzt — ich bin matt und etwas aufgeregt, müde und doch lebenslustig. Ich verlange einen feinern Reiz. Doctor, ich halte Sie für einen schlauen Kunden. Was fordern Sie, wenn ich die Bekanntschaft dieser Borczewska

mache und wenn ich reussire? Seien Sie offen und ehrlich, wie sich's für einen Mann ziemt."

Breitenfeld zuckte nachlässig die Achseln und sein Gesicht blieb sehr ruhig.

„Ich danke Ihnen für das Compliment, das Sie meiner Schlauheit machen, Herr Graf," sagte er kalt. „Aber Ihren Wunsch kann ich nicht erfüllen. Ich bin Ihr Arzt und nichts weiter. Sie haben mir Ihr Vertrauen geschenkt und eine bedeutende Summe versprochen, wenn ich Ihre Gesundheit so weit kräftigen und wiederherstellen kann, daß Sie im Stande sind, sich zu vermählen. Sie haben mir das Doppelte der Summe bestimmt, für den Fall, daß Sie aus dieser projectirten Verbindung einen männlichen Leibeserben erhalten. Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür und habe das Meinige gethan. Leid genug thut es mir, durch meine Nachricht von der schönen Polin Ihre Ruhe und also auch Ihre Gesundheit erschüttert zu haben. In meinem Interesse liegt es nur, wenn Sie sich vermählen und von allen anderen Verbindungen fern halten. Ich habe ferner, weil ich das, was Sie für mich thun wollen, dankbar anerkenne, Ihnen

dasjenige mitgetheilt, was ich von dem Leben und Treiben des Herrn Werner erfahren. Aber zu mehr habe ich mich weder angeboten noch verpflichtet."

„Schweigen Sie nur!" rief der alte Graf mürrisch. „Sie scheinen eine lange Litanei vorbringen zu wollen, und es ist mir schon zu viel. Ich weiß, daß Sie Recht haben. Ich fühle mich stark und kräftig. Das Schlimme ist nur, daß sich für einen sechzigjährigen Mann nicht sogleich eine standesgemäße Partie findet, die außerdem jung und angenehm ist. Bei meiner Seele, ich wäre im Stande, diese Polin zu heirathen und die Kinder zu legitimen Erben zu machen, denn in unsrer Familie giebt es kein Gesetz, daß die Frau durchaus ebenbürtig sein müsse."

„Und wie leicht könnte diese Polin selbst von Adel sein!" warf Breitenfeld hin. „In Polen giebt es ja fast nur Adeliche. Ich hoffe bald über ihre Familie Auskunft zu erhalten. Allerdings wäre dies der einzige Weg, meine ärztlichen Pflichten mit Ihren Wünschen zu vereinigen."

„Aber diese jungen Mädchen sind Närrin-

nen!" rief der Graf sich ereifernd. „Wahrscheinlich steckt ihr schon dieser Kunstreiter im Kopf und sie will von einem älteren Mann, selbst wenn er Graf und reich ist, nichts wissen. Sondiren Sie das Terrain, Doctor! Es wird Ihr Schade nicht sein. Wenn ich diese Polin heirathe — vorausgesetzt, daß sie von gutem Ruf und unverdorben ist — und wenn ich einen männlichen Erben erhalte, so erhöhe ich nochmals die Summe. Sie sollen hunderttausend Thaler erhalten. Das ist ein Theil meines Vermögens. Ueberlegen Sie Das!"

Der Arzt stand auf und verbeugte sich tief.

„Herr Graf, Sie sind wirklich verschwenderisch in Ihrer Güte gegen mich," sagte er mit bewegter Stimme. „Was in meiner Gewalt steht, werde ich thun, und für die Reinheit und Unverdorbenheit dieses jungen Mädchens glaube ich bürgen zu können. Dennoch mag ich Ihnen nichts versprechen und eben so lieb wäre es mir, Sie fänden eine andere, Ihrer würdige Gemahlin. Den Vortheil, den ich selbst dabei haben würde, rechne ich nicht. Ich kann freilich des Honorars meiner Gönner und Patienten nicht entbehren, denn ich besitze

kein eigenes Vermögen. Aber ich frage nicht viel nach dem Gelde und über Allem steht mir die Wissenschaft und meine Ehre."

Der Graf rückte unruhig auf seinem Sessel, als ob ihn die Rede des Doctors langweile.

„Was aber soll ich thun?" rief er dann. „Ich kann nun einmal nicht schlafen. Ich bin den ganzen Tag gebannt an dieses Fernrohr. Ich fühle, wie ich täglich matter werde."

„Ich glaube freilich, daß die Erfüllung Ihrer Wünsche Sie mit neuer Kraft beleben würde," antwortete Breitenfeld. „Aber vortheilhafter wäre es jedenfalls, wenn Sie sich der gegenwärtigen Aufregung entzögen. Sie müssen sich dazu zwingen, Ihre Gedanken von diesem Gegenstande abzuziehen! Verlassen Sie Berlin."

„Nimmermehr! — diese Polin müßte denn mit mir gehen!" rief der Graf.

„Setzen Sie das Fernrohr bei Seite," fuhr der Doctor fort. „Sie ruiniren sich wirklich damit. Wenn Sie es nicht freiwillig thun, so sage ich dem jungen Mädchen, daß sie von hier aus beobachtet wird, und Sie können

sicher sein, keine Oeffnung in der Gardine mehr zu finden und kein Licht mehr zu sehen."

„Zum Teufel, das werden Sie nicht!" rief der alte Hasselstein drohend.

„Und dennoch werde ich es thun; es ist meine Pflicht," erwiederte Breitenfeld. „Unsere Verabredung geht dahin, Sie in möglichst kurzer Zeit gesund zu machen und Ihre gesunkenen Kräfte zu beleben. Das werde ich thun, denn in Ihrem Körper schlummert noch Feuer genug. Aber, verzeihen Sie mir das Wort, Herr Graf, — gegen kindische Thorheiten kann ich nichts ausrichten. Wenn Sie nicht die Kraft haben, solche Kleinigkeiten niederzukämpfen, so ist alle meine Kunst vergebens."

Der Graf murmelte etwas von Unverschämtheit vor sich hin und sah nicht sehr liebenswürdig dabei aus, um so mehr, da ihm der Schlafrock herabgeglitten war und sein magerer häßlicher Hals, mit grauem Haar bedeckt, sichtbar wurde. Dann trat eine längere Pause ein.

„Machen Sie es, wie Sie wollen," sagte endlich der alte Hasselstein mürrisch. „Sie haben Recht, und ich ärgere mich darüber.

Erkundigen Sie sich nach den Verhältnissen der Polin. Ich will inzwischen meine eigenen Bemühungen um eine standesgemäße Gemahlin fortsetzen. Erinnern Sie sich stets dessen, was ich Ihnen versprochen habe. Ich dächte, hunderttausend Thaler wären ein Lohn, um den sich schon etwas wagen ließe."

„Gewiß, Herr Graf," antwortete der Arzt. „Bei einer solchen Summe handelt es sich um das Glück meines Lebens. Aber ich kann dennoch nicht mehr thun, als ich Ihnen angedeutet. Dieser Franzose, Herr Alfred Ducrozet, versteht keinen Scherz. Ich muß vorsichtig handeln, wenn mir mein Leben lieb ist."

„Ist das derselbe, der mit Werner in Hamburg das Duell gehabt haben soll?" fragte Hasselstein.

„Derselbe," antwortete Breitenfeld. „Ich vermuthe, daß irgend ein weibliches Wesen den Grund dazu geliefert. Den letzten Nachrichten zufolge ist Herr Werner außer aller Gefahr."

„Ich wünschte, er wäre geblieben," sagte der alte Graf finster und grollend.

„Das kann nicht Ihr Ernst sein," ant-

gegnete Breitenfeld beinahe vorwurfsvoll und beobachtete den Grafen genau.

„Und warum nicht?“ rief dieser. „Ich betrachte ihn längst nicht mehr mit den Augen eines Vaters. Er ist mir ein Fremder, der mir durch sein wahnsinniges Thun und Handeln einst noch gefährlich werden kann. Wird er nach Berlin kommen?“

„Aller Wahrscheinlichkeit nach,“ antwortete Breitenfeld. „Und ich meinestheils, da ich die menschliche Natur doch auch ein wenig kenne, ich halte es durchaus nicht für unwahrscheinlich, Herr Graf, daß Sie ihn einst wieder in Gnaden als Ihren Sohn annehmen und keines andern Erben bedürfen.“

„Ah, Sie fürchten für Ihre Belohnung!“ rief der alte Hasselstein beinahe höhnisch. „Sein Sie unbesorgt, Herr Doctor. Dieser Mensch hat mich zu tief gekränkt. Zwischen uns ist nicht einmal mehr ein Wiedersehn, noch weniger eine Versöhnung möglich. Lieber will ich ohne Nachkommen sterben, als diesem Menschen den Rang und Stand eines der ersten Grafenhäuser Deutschlands überlassen. Ich erzählte Ihnen doch, daß mir der alte Georg geschrieben,

er sei auf dem Schlosse gewesen und habe sich seinen Hund und ein Papier mitgenommen. Ich habe genau überlegt, was sich von Papieren in dem Schreibtische dort befunden haben mag; es kann nichts Wichtiges gewesen sein. Haben Sie nichts Näheres über den Master Harris erfahren, mit dem er jetzt in Hamburg lebt?"

„Nicht mehr, als Jeder weiß," antwortete Breitenfeld, „und das ist sehr wenig. Er ist ein Pflanzer aus Guyana, ein geborner Deutscher, der dort sein Glück gemacht und nun zurückgekehrt ist, wahrscheinlich um mit seinem Gelde und seinen Absonderlichkeiten in Deutschland zu prahlen. Er hatte sich einen alten Neger mitgebracht; der aber wollte ihn tödten und berauben, und der Pflanzer verdankt nun Herrn Werner sein Leben, eben so wie Werner es dem Pflanzer verdankt."

„Sie sind nicht schlecht unterrichtet," sagte der Graf. „Woher wissen Sie das Alles?"

„Ich habe meine Freunde," antwortete Breitenfeld ruhig. „Und da Sie mir einmal den Auftrag gegeben, die Schritte des Herrn Werner zu überwachen, so halte ich es für

meine Pflicht, dies zu thun. Ich würde sogar, wenn es Ihnen nützlich erschiene, durchaus kein Bedenken tragen, mit Herrn Werner, wenn er hier in Berlin erscheint, in persönliche Verbindung zu treten."

„Das halte ich kaum für nothwendig, mir liegt nicht sehr viel daran," erwiederte Hasselstein.

„Gut denn, Herr Graf," sagte der Doctor. „So lassen Sie uns, wenn es Ihnen gefällig ist, von dem sprechen, wovon zuerst hätte die Rede sein sollen. Sie sind aufgeregt, Sie haben schlecht geschlafen. Das ist sehr natürlich bei der Unruhe, die Sie sich selbst machen. Aber wie steht es mit den Schmerzen im Rücken und im rechten Oberschenkel?"

„Sie sind immer noch vorhanden und zuweilen kann ich es kaum ertragen," antwortete Hasselstein. „Jetzt, in diesem Augenblick zum Beispiel, bohrt und zieht es wieder hier auf dieser Stelle, daß ich laut schreien möchte. Sie haben mir Linderung dagegen versprochen, Doctor!"

„Und ich kann sie Ihnen gewähren," antwortete Breitenfeld, ein Kästchen aus der Tasche

nehmend. „Die einzige schnelle Heilmethode ist die galvanisirende. Sie können möglicher Weise schon in acht Tagen und für immer von Ihren Schmerzen befreit sein."

„Ich habe schon viel von dieser Heilmethode gehört," sagte der Graf mißtrauisch. „Ist sie auch bewährt? Ist keine Gefahr dabei? Es geschehen jetzt so viele absonderliche Dinge. Das Chloroform zum Beispiel ist eine abscheuliche Erfindung. Es macht Einen für immer unempfindlich gegen alle Schmerzen. Erklären Sie mir die Methode, Doctor! Ist das Verfahren schmerzhaft?"

„Ein wenig, höchst unbedeutend," antwortete der Doctor, immer mit demselben unerschütterlichen Gleichmuth und in einem Tone, als ob er sehr abgespannt sei. „Eine Erklärung kann ich Ihnen weiter nicht geben. Man leitet den galvanischen Strom durch die leidenden und die benachbarten Theile. Das ist Alles. Wollte ich Ihnen erklären, worauf diese Heilmethode beruht, so müßte ich in die tiefsten Geheimnisse der Naturkunde hinabsteigen und ich glaube fast, Sie haben nicht Lust, mir dahin zu folgen, Herr Graf."

„Das glaube ich selbst,“ antwortete dieser mit einem kurzen Lachen und betrachtete neugierig und mißtrauisch das geöffnete Kästchen mit den glänzenden Rollen, den Nadeln und dem Draht. „Aber man sagt, der galvanische Strom sei ein und dasselbe mit dem Blitz. Der Blitz tödtet bekanntlich.“

„Ja wohl,“ rief Breitenfeld, eine Neigung zum Lachen unter dem lautern Sprechen verbergend. „Wenn ich einen Apparat hätte, um Ihnen einen Strom von der Stärke eines Blitzes durch die Glieder zu leiten, so würden Sie freilich in demselben Augenblick eine Leiche sein. Schwache galvanische Strömungen aber kräftigen und heilen. Es ist eben so wie mit den Giften. In größeren Mengen tödten sie, in kleineren Quantitäten werden sie die vortrefflichsten Heilmittel.“

„Also es ist nicht sehr schmerzhaft?“ fragte der Graf, der die körperlichen Schmerzen sehr zu fürchten schien. „Sonst behalte ich lieber mein Knochen- und Gliederreißen, wenn es denn doch einmal Schmerzen sein sollen.“

„Fürchten Sie nichts,“ sagte Breitenfeld lächelnd. „Ich habe in Paris unter der Lei-

tung eines weltberühmten Arztes Hunderte von Kranken galvanisirt und sie haben sich sowohl während als nach der Operation sehr gut befunden. Fürs Erste trinken Sie ein Glas Wasser mit diesem Pulver vermischt. Es wird Ihre Nerven beruhigen und die Aufregung beseitigen, die der galvanischen Strömung störend entgegenwirken könnte. Wenn die Galvanisirung vorüber ist, oder vielleicht noch während derselben, werden Sie in einen angenehmen und stärkenden Schlaf verfallen und sich nachher sehr wohl fühlen. Es ist eine der angenehmsten und sichersten Methoden, die man sich wünschen kann."

„So mag es sein," sagte der Graf seufzend. „Ich sehe wohl ein, daß die Kuren meiner Jugend, Portwein und Champagner, oder wenn es sehr schlimm kam, Rheinwein mit Sodawasser nicht mehr anschlagen wollen. Wie schmeckt das Getränk?"

„Sehr angenehm," antwortete Breitenfeld. „Doch eine Dame könnte nicht ängstlicher sein als Sie, Herr Graf. Bedenken Sie, warum es sich handelt! — Während des Verfahrens werde ich Fleuron rufen, damit er bei Ihnen ist,

wenn Sie einschlafen und ich Sie verlassen habe. Aber es wird nicht einmal nöthig sein. Sie werden sich sehr wohl fühlen."

Er reichte dem Grafen den Trank, den dieser erst kostete.

„Es schmeckt allerdings leidlich," sagte er, „aber wer kann wissen, was Ihr Aerzte Einem gebt. Wenn das nun Gift ist?"

„Das könnte es wohl sein," antwortete Breitenfeld lächelnd. „Aber fürs Erste bin ich Arzt und zweitens hängt das Wohl des Herrn Grafen so eng mit meinem eigenen Vortheil zusammen, daß ich ein großer Thor wäre, wollte ich dieses Leben nicht so viel als möglich stärken und kräftigen."

„Das ist auch mein einziger Trost," sagte der Graf halb seufzend, halb lachend. „Sonst würde man sich Euch Giftmischern gegenüber verrathen und verkauft fühlen. Ist Fleuran jetzt schon nöthig?"

„Nein, er würde mich vielleicht nur stören," antwortete der Doctor, dem Grafen beim Auskleiden helfend und dann seinen kleinen galvanischen Apparat in Bewegung setzend. „So, Herr Graf, nun verhalten Sie sich ruhig,

nehmen Sie diese Lage an — so! — möglichst bequem, damit Sie jeden Augenblick schlafen können. Fürchten Sie sich nicht vor diesen langen Nadeln. Ich stecke sie in Theile, die fast unempfindlich sind. Sehen Sie — hier habe ich die eine hinein gebohrt, ohne daß Sie es gemerkt haben."

„Es ist wahr," rief der Graf ganz erstaunt. „Sie sitzt tief im Fleisch und ich fühle es nicht."

„Eben weil sie nicht im Fleisch sitzt," antwortete Breitenfeld lächelnd, „sondern in anderen Geweben, die unempfindlich sind. Nun — spüren Sie etwas?"

„Ein leises Rucken, das aber nicht unangenehm ist," antwortete der Graf, immer noch mit einem sehr ängstlichen Gesicht. „Jetzt ist es etwas stärker. Machen Sie es nicht zu stark, Doctor, beim ersten Male."

„Nein, nein," erwiederte Breitenfeld und fuhr fort, mit seinem Instrument zu operiren. Allmählich beruhigte sich der Graf, da der Doctor absichtlich nur sehr schwache Strömungen hervorrief. Vielleicht begann auch der Trank zu wirken. Mit einem gewissen Wohlbehagen

streckte sich der Graf in seinem Fauteuil aus und schloß halb die Augen. Zum größten Theil entkleidet, wie er war, bot sein Korper einen schneidenden und widerwärtigen Gegensatz zu den schönen Gemälden und Statuetten nackter Frauen und Männer, die rings das Zimmer schmückten. Er glich einem häßlichen Satyr, einem Kobold, der im Schlaf und Traum in das Reich der Schönheit getragen worden.

Breitenfeld verließ kein Auge von dem Gesicht des Grafen, das mit jeder Minute matter und abgespannter wurde. Die Augen schlossen sich fester, die Athemzüge wurden tiefer und langsamer, die Lippen öffneten sich. Der Graf schien in einen ruhigen festen Schlaf zu versinken. Immer tiefer beugte sich der Doctor nieder auf den Schläfer und lauschte seinen Athemzügen. Dann ließ er stärkere Ströme durch die Glieder des Grafen zucken. Er fuhr zusammen, erwachte aber nicht.

„Er schläft!“ sagte Breitenfeld und stellte seine Operationen ein. Dann lauschte er noch eine Minute lang, dicht auf den Grafen niedergebeugt. Dieser schlief tief und fest.

Nun setzte Breitenfeld sein Kästchen bei

Seite und erhob sich. Seine ganze Gestalt, sein Wesen waren verändert. Er war nicht der ruhige, abgespannte Arzt, der sich scheinbar von dem Grafen tyrannisiren ließ, während er doch in Wirklichkeit mit ihm spielte, er war nicht mehr matt und lässig in seinen Bewegungen. Hastig stand er auf; seine Augen leuchteten, selbst seine Wangen hatten eine fieberhafte Röthe angenommen. Blitzschnell schweiften seine Blicke durch das Zimmer, dann eilte er nach der Thür und verriegelte sie.

Es war ein unheimliches, beängstigendes Bild, den Gegensatz zwischen den beiden Menschen zu sehen, die sich in dem schönen Zimmer befanden. Während der Eine starr und regungslos auf dem Fauteuil lag, mit geschlossenen Augen, einer Leiche ähnlich, irrte der Andere in der wildesten Aufregung und einer Hast, die deutlich die höchste Anspannung der Nerven verrieth, von Tisch zu Tisch, von Schrank zu Schrank, öffnete jedes Fach, blickte hinein, durchblätterte in fliegender Eile und doch ohne etwas zu stören, die Papiere, schien aber nicht zu finden, was er suchte. Mehr und mehr röthete sich sein Gesicht, der Schweiß trat ihm auf die

Stirn, seine Hände zitterten. Wer ihn so gesehen, hätte keinen Augenblick gezweifelt, daß er der Mörder des Grafen sei und jetzt die Schätze desselben raube.

Aber noch immer schien er nicht zu finden, was er suchte. Noch einmal begann er seine Musterung, noch einmal durchlas er alle Papiere, namentlich die Briefe, die von Werner in früherer und späterer Zeit an den Vater geschrieben waren. Endlich hatte er Alles durchlesen und fand nichts mehr. Ermattet von der Anstrengung ließ er Kopf und Hände sinken und starrte vor sich hin.

„Ich finde nichts," seufzte er, „es ist vergebens!"

Er wollte sich auf einen Sessel niederlassen, vor dem er stand, als sein Blick auf die gegenüberliegende Wand fiel, deren einer Theil von einem Vorhang bedeckt wurde und der zu einem kleinen Kabinet führte. Er sah dort ein paar Augen. Sie verschwanden sogleich. Der Vorhang bewegte sich.

Wie der Blitz sprang Breitenfeld auf, stürzte nach dem Vorhang, theilte ihn auseinander, und sah Fleuron im Begriff, durch eine ge-

heime Thür zu verschwinden. Wie ein Tiger stürzte sich Breitenfeld auf den Diener. Im nächsten Augenblick lag der schwächliche Alte auf dem Fußboden und die Hände des Arztes krallten sich um seinen Hals.

„Hilfe! Hilfe!“ stöhnte Fleuron mit erstickter Stimme und hervorquellenden Augen.

„Ruhig, sei ruhig!“ flüsterte Breitenfeld mit scharfer, schneidender Stimme. „Was hast Du gesehen? Nichts? Wenn Du Dich rührst, wenn Du schreist, so drücke ich Dir die Kehle zusammen und Du bist eine Leiche!“

Der Ausdruck in dem Gesicht und in den Worten des Doctors war so entsetzlich, daß Fleuron ihn anstarrte, als befände er sich unter den Klauen eines wilden Thieres. Die Züge des Arztes, sonst so ruhig, so fein und gleichgiltig, glühten vor wilder, beinahe thierischer Aufregung. Seine Stimme, sonst so abgemessen, so kalt — klang wie das Zischen einer Schlange.

„Wenn Du glaubst, Fleuron, daß ich ein Räuber oder ein gemeiner Dieb bin, so irrst Du,“ fuhr der Doctor in der wildesten Aufregung fort. „Ich will nichts, als ein Pa=

pier, einen Brief finden, der mir Auskunft geben kann. Mein Zukunft, mein Schicksal hängt davon ab. Vielleicht kannst Du selbst mir helfen. Weshalb ist Graf Werner von seinem Vater gegangen, weshalb haben sie sich entzweit? Ein Mensch verläßt einen solchen Rang, solchen Reichthum nicht ohne wichtige Gründe. Was ist vorgefallen? Weshalb war eine solche Trennung möglich? Dieses Geheimniß will ich wissen, sonst nichts. Weißt Du etwas darüber, so sage es mir! Kannst Du es erfahren, so forsche darnach. Es muß ein geheimer, ein tiefer und wichtiger Grund vorhanden sein, der den jungen Grafen bewog, seinen Vater mit solcher Verachtung zu verlassen und Armuth und Schmach dem längern Bleiben vorzuziehen. Weißt Du etwas? Ich will Dir Geld geben, viel Geld, wenn Du mir die geringste Andeutung machen kannst, die mich zum Ziele führt."

„Ich weiß nichts, nichts, Herr Doctor! Lassen Sie mich los!" stöhnte Fleuron.

„Schwöre! Du bist Katholik — schwöre bei der Mutter Gottes, daß Du nichts weißt, oder ich drücke Dir die Kehle zusammen!" flüsterte der Doctor. „Man würde sagen, der

Schlag hätte Dich gerührt, Du bist alt genug dazu. Also schwöre! Was weißt Du über jene Trennung?"

„Bei der heiligen Mutter Gottes schwöre ich, daß ich nichts davon weiß," betheuerte Fleuron. „Ich weiß Vieles von meinem Herrn, seine Abenteuer, seine Liebschaften — ich will sie Ihnen mittheilen, wenn Sie es gern wissen wollen. Ueber die Trennung Werners weiß ich nichts. Der einzige, der vielleicht etwas davon weiß, mag der alte Georg auf dem Hasselstein sein. Denn dort, auf dem alten Schlosse, befanden sich Vater und Sohn, als sie sich trennten. Fragen Sie den alten Georg."

„Es ist gut. Wenn Du nichts weißt, so kann es mir nichts helfen!" sagte Breitenfeld, von dessen Stirn die hellen Schweißtropfen niederrannen, während er immer noch seine Hände an der Kehle des Alten hatte. „Und nun merke Dir Eines, Fleuron! Wenn der Graf eine Ahnung erhält, daß ich nach seinen Geheimnissen forsche, so kannst nur Du der Verräther sein. Ich bin Arzt, ich kenne hundert Gifte, und Du würdest bald zum Schweigen gebracht sein. Also hüte Dich! Laß uns

zusammenwirken, das wird besser für Dich sein. Ich will nichts Schlimmes, ich will nur das eine Geheimniß wissen — weshalb, das sage ich Dir später vielleicht, wenn Du mein Verbündeter bist. Also schweige! Du stirbst, wenn Du sprichst. Und nnn steh auf!"

Er löste die entsetzliche Umhalsung und erhob sich. Auch Fleuron stand auf, das Entsetzen in der verzerrten Miene. Er starrte den Doctor an, wie ein Gespenst, und schlich scheu die Treppe hinunter.

Breitenfeld kehrte langsam nach dem Zimmer des Grafen zurück.

„Ich hatte die Thür nach dem Kabinet vergessen," sagte er tief aufathmend. „Ein ander Mal will ich daran denken. Nun — Fleuron wird mich nicht verrathen. Er hat begriffen, was für ein Feind ich sein kann, wenn ich gereizt werde."

Er warf einen flüchtigen Blick auf den Grafen, der noch immer in todtenähnlichem Schlaf auf dem Fauteuil lag, verdeckte sein Käſtchen, nahm Hut und Stock und verließ das Zimmer.

„Fleuron," rief er unten laut und unbefangen, „Fleuron, wo sind Sie?"

Der alte Diener steckte den Kopf aus der Thür seines Zimmers. Er zitterte und war noch bleich von dem überstandenen Schrecken.

„Gehen Sie hinauf, Fleuron," sagte Breitenfeld ruhig. „Der Herr Graf schläft. Seien Sie bei der Hand, wenn er erwacht. Adieu! Morgen um dieselbe Zeit komme ich wieder."

Er ging aus der Thür. Fleuron sah ihm durch das Schlüsselloch nach und schlug mit allen Zeichen tiefen Grauens das Zeichen des Kreuzes.

Doctor Breitenfeld.

Als Doctor Breitenfeld in seine Wohnung in der Nähe der Linden zurückgekehrt war, behielt er noch eine Zeit lang seine Fassung, fragte seinen Diener, welche Bestellungen eingetroffen seien, las die Briefe auf dem Tische und blickte in die Zeitungen. Dann aber verriegelte er die Thür, warf sich auf das Sopha, drückte die Hände vor das Gesicht und lag lange tief athmend und schwer seufzend da, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, ob man seiner etwa bedürfe.

Dann stand er auf. Sein Gesicht war noch bleicher, als gewöhnlich; die Augen, tief eingefallen, hatten einen kranken, unheimlichen

Glanz. Er trank einige Gläser Wasser und setzte sich, um einen Brief zu schreiben.

„Es ist wieder einmal vorüber," sagte er halblaut vor sich hin. „Aber es wird mich tödten, wenn es oft wiederkehrt. Und es muß wiederkehren, so lange, bis ich Gewißheit habe, und bis mein Zweck erreicht ist. Aber wann werde ich ihn erreichen und durch welche Mittel?"

Die Wohnung des Doctors war geräumig und elegant, verrieth aber den Junggesellen. Doctor Breitenfeld war trotz seiner Jugend einer der ersten Aerzte der Residenz und namentlich in aristokratischen Kreisen gesucht. Sein eigenthümliches feines und zurückhaltendes Wesen schien in diesen Kreisen zu gefallen. Was seine Vergangenheit und seine Herkunft anbetraf, so wird sich dieselbe allmählich vor unseren Augen enthüllen und wir wollen für jetzt nur erwähnen, daß Breitenfeld der Sohn eines höhern Beamten war, der schon vor längerer Zeit gestorben und ein hinreichendes Vermögen hinterlassen, um dem jungen Breitenfeld Gelegenheit zu geben, seine Studien in Berlin, London und Paris auf eine Weise zu vollen-

den, wie sie leider nicht jedem Jünger der Medicin zu Gebote steht.

Kaum hatte sich der Doctor zum Schreiben niedergesetzt, als es wiederholt klingelte und der Diener so stark an die Thür klopfte, daß Breitenfeld aufstand, um zu öffnen und nachzusehen, was es gebe.

„Der Herr läßt sich nicht abweisen,“ sagte der Diener entschuldigend. „Hier ist seine Karte.“

Breitenfeld nahm sie in die Hand und erschrak beinahe, als er den einfachen Namen las: „Werner“.

„Es sind zwei Herren,“ fügte der Diener hinzu.

„Gleich viel!“ antwortete der Doctor hastig. „Lassen Sie die Herren eintreten.“

Er selbst kehrte rasch in sein Zimmer zurück, sah in den Spiegel, goß sich schnell Eau de Cologne auf die Hände und rieb sich Gesicht und Schläfe damit. Dann traten die beiden Herren ein. Es waren Werner und der Pflanzer, Mr. Harris.

Breitenfeld ging ihnen lebhaft und, wie es schien, freudig überrascht, entgegen.

„Willkommen, mein theurer Werner!“ rief er. „Wahrhaftig, ich hätte kaum gedacht, daß ich Sie seit dem letzten Unfalle so bald wiedersehen würde. Ich stand jeden Augenblick im Begriff, selbst nach Hamburg zu kommen, um zu sehen, ob die Wunde wirklich nicht gefährlich sei!“

„Ich befand mich in guten Händen,“ sagte Werner lächelnd. „Hier stelle ich Ihnen meinen Retter vor, Master Harris — dies Herr Doctor Breitenfeld, ein guter Freund!“

Außer einem Anhauch von krankhafter Blässe war keine Spur der überstandenen Krankheit auf dem Gesichte Werners zurückgeblieben. Es war dasselbe, wie früher und zeigte denselben Ernst, denselben Stolz, der nur selten von einem schwachen Lächeln gemildert wurde. Er trug einen feinen Sommeranzug nach der neuesten Mode, und glich dennoch nichts weniger als einem Stutzer. Eher hätte man ihn seines langen Haares und Bartes wegen für einen Künstler halten können, wenn die seltene und wunderbare Schönheit seines Gesichts überhaupt irgend eine Nebenbetrachtung aufkommen ließ.

„Wann sind Sie in Berlin angekommen?“

fragte Breitenfeld, nachdem er sich gegen Mr. Harris verbeugt.

„Heut morgen," antwortete Werner. „Von Bottelini und seiner Gesellschaft habe ich weiter noch keine Notiz genommen. Es ist Zeit genug, wenn ich mich ihm morgen präsentire. Ob ich je wieder reite, weiß ich überhaupt noch nicht. Fürs Erste wollte ich Sie aufsuchen und Ihnen meinen Retter vorstellen. Wissen Sie denn, was mir in Hamburg widerfahren?"

„Ich habe Einiges, aber nichts Genaues von den Mitgliedern der Gesellschaft gehört, bei denen ich mich sogleich nach Ihnen erkundigte," antwortete Breitenfeld. „Ich hoffe, Sie werden mir Alles ausführlich erzählen. Jetzt ist es fünf Uhr. Wollen die Herren mir die Ehre erweisen, mit mir zu speisen? Es würde mir eine große Freude sein."

„Jedenfalls leisten wir Ihnen Gesellschaft," sagte Werner. „Ich selbst muß immer noch sehr mäßig sein und Mr. Harris ist ebenfalls kein Freund der Tafel. Aber wir werden mit Ihnen plaudern. Was macht der Alte?"

Breitenfeld warf einen flüchtigen Blick auf den Pflanzer, als wolle er fragen, ob derselbe

in das Geheimniß eingeweiht sei. Werner schüttelte eben so flüchtig den Kopf.

„Immer noch derselbe," antwortete der Doctor dann. Er geht mit Projecten um, sich zu verheirathen. Aber noch hat sich keine standesgemäße Dame für ihn gefunden. Denn sie soll jung und schön sein. Auf mir lastet inzwischen die Verantwortlichkeit, ihn gesund zu machen und gesund zu erhalten, was nicht leicht ist, denn er hängt an Thorheiten, die nur der Jugend ziemen. Doch wir sprechen ein ander Mal mehr davon. Wie geht es der kleinen Polin?"

Ein Schatten flog über Werners Gesicht. Er warf einen Seitenblick auf den Pflanzer, der scheinbar gleichgiltig die Bibliothek des Doctors musterte, und sagte dann:

„Sie ist krank in Hamburg zurückgeblieben. Wenn Sie einmal Zeit hätten, so wäre es mir sehr lieb, wenn Sie hinüberreisten, denn ihr Zustand ist gefährlich und dabei von so eigenthümlicher Art, daß kein Arzt weiß, wie er ihm abhelfen soll. Doch ein ander Mal mehr davon."

Der Diener meldete, es sei servirt, und die Drei traten in das Nebenzimmer.

Es war nicht reich, aber elegant meublirt und die Tafel entsprach den Bedürfnissen eines Junggesellen, der nicht allzu sparsam mit dem Gelde zu sein braucht. Unter gleichgiltigen Gesprächen nahmen die drei Herren Platz. Breitenfeld und der Pflanzer schienen sich gegenseitig gleich scharf zu beobachten. Der Arzt trank ziemlich schnell einige Gläser Wein und sein Auge belebte sich wieder. Das Gespräch verweilte bei Gegenständen, die von allgemeinem Interesse waren. Breitenfeld erzählte Berliner Stadtgeschichten, Werner gab Schwänke und Possen aus dem Leben der Kunstreiter zum Besten, und wußte sie mit einem ruhigen Humor vorzutragen; der Pflanzer erzählte von Guyana. Es war ein ziemlich belebtes Gespräch. Aber ein aufmerksamer Zuschauer hätte bald errathen, daß Jeder von den Dreien sich mit seinen eigenen Gedanken beschäftigte.

„Sind die Herren schon lange mit einander bekannt — wenn ich mir die Frage erlauben darf?" fragte Mr. Harris einmal mitten im Gespräch.

„Seit einem halben Jahr," antwortete Werner. „Wir trafen uns in Paris, ganz zufällig, lernten uns kennen und fanden Gefallen an einander. Seitdem haben wir nur in Briefwechsel gestanden und uns flüchtig in Dresden wiedergesehen."

„Sie haben einen seltsamen Freund da!" sagte Mr. Harris lächelnd zu Breitenfeld, indem er ihn scharf fixirte.

„Wie so?" fragte dieser. „Ich halte meinen Freund Werner allerdings für einen außerordentlichen Menschen. Aber warum seltsam? Er ist originell, das gebe ich zu."

„Halten Sie ihn auch für einen Kunstreiter, oder vielmehr — glauben Sie, daß er diese Kunst aus Neigung treibt?" fragte der Pflanzer weiter.

Breitenfeld lächelte und sah Werner fragend an.

„Ich weiß nicht, ob ich ein Recht habe" — antwortete er zögernd.

„Ja, ja, ich verstehe Sie wohl," sagte der Pflanzer. „Nun wissen Sie auch, was ich meine, wenn ich sage, daß Ihr Freund ein seltsamer Mensch ist. Seltsam nenne ich Je=

den, der denen gegenüber, die es gut mit ihm meinen, ein Geheimniß aus seiner Vergangenheit macht."

„Sie sind fürwahr sehr kurz, Master Harris!" rief Werner lächelnd. „Da Sie wohl ahnen, daß ich Ihnen allein nicht Rede stehen würde, so greifen Sie mich in Gegenwart eines Dritten an. Aber ich fürchte, mit eben so wenig Erfolg. Ich habe leider meine guten Gründe, um meine Vergangenheit in Dunkel zu hüllen. Und um aufrichtig zu sein: Breitenfeld weiß nicht viel mehr als Sie. Er war zu seiner Zeit auch neugierig — jetzt ist er es nicht mehr."

„Nein, wahrlich nicht!" lachte der Doctor. „Das Herz Werners ist hart wie ein Diamant und undurchsichtig wie Kohle. Ich quäle mich nicht mehr mit Gedanken, was er sein mag, ich nehme ihn hin als das, was er ist — als einen originellen Menschen, der die Mühe einer Bekanntschaft wohl lohnt."

„Aber Sie werden mir zugestehen müssen, daß es auf die Dauer doch unangenehm wird, mit einem Manne umzugehen, der uns nicht

das kleinste Geheimniß anvertrauen will," sagte Harris.

„Im Gegentheil, ich finde, es ist interessant, so neben einander her zu wandeln und sich allmählich kennen zu lernen, ohne das Geringste von den früheren Schicksalen des Andern zu wissen," antwortete Breitenfeld.

„Auch dann, wenn Sie aufrichtig Theil an dem Freunde nehmen und wenn Sie glauben, daß er unglücklich ist und leidet?" fragte der Pflanzer.

„Auch dann," antwortete Breitenfeld. „Denn man muß annehmen, daß man mit einem besonnenen und überlegenden Manne zu thun hat, der sein eigenes Herz wohl öffnen und erleichtern wird, wenn er fühlt, daß ihm die Mittheilung durchaus nothwendig ist."

„Vortrefflich!" rief Werner. „Sie haben mir ganz aus der Seele gesprochen, Doctor. Die erste Achtung, die man einem Freunde beweist, besteht darin, daß man seine Geheimnisse respektirt."

Mr. Harris antwortete nichts. Er hatte das Gespräch in sehr ruhigem Tone geführt, als ob es ihn persönlich gar nichts anginge,

oder als ob er nur habe hören wollen, wie Doctor Breitenfeld in dieser Beziehung denke. Sein klares ruhiges Auge ruhte dabei unabläſſig auf der Miene des Arztes, die jetzt lebendig und friſch geworden war. Es ſchien, als ob er in den Zügen deſſelben etwas ſuche, als ob er etwas in ihnen leſen wolle, denn unwillkürlich furchte ſich zuweilen ſeine Stirn, als ob ein ernſter Gedanke, eine Erinnerung, oder eine Grübelei durch ſein Hirn ziehe.

„Maſter Harris will ſich einige Zeit in Berlin aufhalten," wandte ſich Werner dann zu dem Arzt. „Ich hoffe, Doctor, Sie betrachten ihn als Ihren Freund, für's Erſte um meinetwillen, ſpäter werden Sie wohl einſehen, daß Maſter Harris mehr werth iſt als wir Beide."

„Ich bin auch doppelt ſo alt," ſagte der Pflanzer lächelnd, während Breitenfeld ſich verbindlich verbeugte.

„Maſter Harris ſagte mir, es würde ihm ſehr erwünſcht ſein, hier in Berlin Jemand zu finden, der ihm in manchen Dingen Rath und Belehrung ertheilen könne. Ich glaubte, mei-

nem Freunde Niemand anders vorschlagen zu können, als Sie, Herr Doctor!"

„Welchen Rath und welche Belehrung wünscht Master Harris?" fragte Breitenfeld mit einer abermaligen Verbeugung.

„Keinen medizinischen!" rief der Pflanzer scherzend. „Ich kurire mich selbst. Nein, Herr Werner sagte mir, Sie seien ziemlich bekannt in den vornehmen Kreisen Berlins. Ich habe früher hier gelebt, ich habe mich zum Theil in diesen Kreisen bewegt. Vielleicht können Sie mir bei Gelegenheit Manches über das Schicksal der Personen mittheilen, die ich früher kannte."

„Gewiß, sehr gern," antwortete der Arzt. „Aeltere Herren würden das vielleicht noch besser thun können. Ich werde mir erlauben, Sie mit einigen bekannt zu machen."

„Sehr dankbar," erwiederte der Pflanzer und erhob sich.

„Sie wollen uns doch nicht verlassen?" fragte der Doctor höflich.

„Doch, ich will Sie aber nicht im mindesten stören," sagte Harris. „Ich muß in irgend ein Magazin — meine Garderobe bedarf

der Erneuerung. Bleiben Sie ruhig beisammen, meine Herren!"

„Nein, ich habe ebenfalls Einkäufe zu machen," sagte Werner. „Nero bedarf eines Maulkorbs, ehe er sich in Berlin öffentlich zeigen darf. Und außerdem vergessen Sie nicht, daß ich ein Genesender bin und jede Anstrengung vermeiden muß. Wir sehen uns ja ohnehin morgen wieder, nicht wahr? Bis dahin bitte ich Sie, mein Incognito nicht zu verrathen. A propos — haben Sie nicht gehört, ob Herr Alfred Ducrozet sich noch bei der Truppe befindet?"

„Ich bin sogar durch einen seltsamen Zufall mit ihm bekannt geworden," antwortete Breitenfeld lächelnd. „Ich will es Ihnen erzählen, wenn wir uns wiedersehen. Er ist ein beneidenswerther Mensch, denn er ist der Beschützer des schönsten Mädchens geworden, das ich kenne."

„Ah!" sagte Werner mit einem eigenen Lächeln. „Man wird sie hoffentlich sehen."

„Wohl kaum," antwortete der Doctor. „Wenn Alfred vernünftig ist, so behandelt er

diesen Schatz wirklich wie einen Schatz und läßt ihn Niemand sehen."

„Liebt er das Mädchen, ist er glücklich?" fragte Werner aufmerksam.

„Er war heut strahlend vor Freude, als ich ihm begegnete," antwortete Breitenfeld.

„So — nun, ich —" Werner schien einige Worte auf den Lippen zu haben, unterdrückte sie jedoch. Er war nachdenklich geworden, und verließ in dieser Stimmung seinen Bekannten, nachdem er ein baldiges Wiedersehn mit ihm verabredet.

„Also diesem Manne vertrauen Sie?" fragte Mr. Harris, als sie auf der Straße neben einander gingen und Werner leicht seinen Arm unter den des Pflanzers geschoben hatte.

„Vertrauen? Nur so weit als ich Lust habe!" antwortete Werner. „Wie kommen Sie darauf?"

„Es geht mich eigentlich wenig an, was Sie thun und treiben," sagte der Pflanzer. „Sie werden vielleicht auch meine Warnung lächerlich finden. Aber ein wenig Menschenkenntniß besitze ich doch, wenn auch nicht viel.

Ich warne Sie vor diesem Manne, Werner. Er ist hinterlistig.“

„Ich habe es bis jetzt noch nicht finden können,“ antwortete Werner ziemlich kühl und anscheinend ungläubig.

„Wenn auch!“ sagte Harris warm und dringend. „Vertrauen Sie ihm nicht unbedingt. Es liegt etwas in seinem Auge, das mich stutzig gemacht hat. Denken Sie daran und seien Sie vorsichtig.“

„Dort ist ein Kleidermagazin!“ sagte Werner statt aller Antwort, und sie traten in das Magazin.

— — — — — — — — — — — —

Inzwischen ging Breitenfeld langsam in seinem Zimmer auf und ab. Er dachte an Verschiedenes.

„Das ist also dieser Werner!“ sagte er zu sich selbst. „Ein schöner Mann, ein Meisterwerk der Natur — ja! Aber was weiter? Hochmüthig, eitel, eingenommen von sich — ein Frauenheld! Dieses Geheimniß, mit dem er sich umgiebt, dieses mystische Dunkel, in das er sich hüllt — was ist es weiter, als eine Maske, durch die er reizen will. Ein Graf,

der unter die Kunstreiter gegangen — das ist weder das erste noch das letzte Beispiel, und ich glaube, er ist in der Reitbahn ebenso gut auf seinem Platze, wie im Schlosse. Alle Welt muß ihm unterthan sein — so glaubt er. Mag er! Wenn er noch auf Versöhnung mit dem Vater hofft, so irrt er. Ich —"

Er stand still und unterbrach sein stummes Gespräch, als ob er selbst vor seinen Gedanken erschrak.

„Dieser Harris scheint nicht unbedeutend," fuhr er dann bei sich selbst fort. „Seine Miene verräth Erfahrung und Klugheit. Er soll reich, sehr reich sein. Weshalb kettet er sich an Werner? Wenn er allein steht und reich ist, so sollte er sich andere Genossen wählen. Ich hoffe, ich werde ein Freund dieses Mannes werden — oder ein Feind. Noch weiß ich nicht, ob es Wohlwollen oder Abneigung ist, was ich für ihn empfinde. Mir ahnt nur, daß wir uns nicht zum letzten Male gesehen haben. Und auch er betrachtete mich aufmerksam — mit prüfenden Blicken! Nun, wir werden sehen! Es gilt jetzt für mich, alle Kräfte zu

entfalten und stets auf der Hut und sehr vorsichtig zu sein."

Der Diener, der eintrat, um den Tisch abzudecken, störte ihn in seinen Gedanken. Er schien sich an etwas zu erinnern und ging nach den hinteren Zimmern.

Dort, in einem kleinen Stübchen, das durch die niedergelassenen Vorhänge fast ganz verdunkelt war, saß in einem Lehnstuhl die zusammengekauerte Gestalt einer alten Frau. Eine Wärterin, ebenfalls schon bejahrt, saß in der Nähe des Fensters mit einer Handarbeit.

Es war die Mutter des Arztes. Seit lange befand sie sich in diesem Zustande des Stumpfsinns, dem alle Bemühungen des Sohnes sie nicht hatten entreißen können. Bewacht von der alten Frau, saß sie Jahr aus, Jahr ein, Tag für Tag in diesem Lehnstuhl, ganz in sich selbst zusammengefallen, nur zuweilen das gelbe, mit Runzeln bedeckte Haupt bewegend.

„Wie ist sie heut?" fragte der Arzt, der leise eingetreten war und täglich, wenn es ihm seine Zeit erlaubte, zu ihr ging, wie zu einem Krankenbesuch. Wie geht es der Mutter?"

„Die Frau Räthin hat einige lichte Augenblicke gehabt," antwortete die Wärterin. „Sie hat nach Ihnen gefragt, ob Sie gesund und wohl seien."

„Gehen Sie für einige Minuten hinaus," sagte der Doctor, „ich will sehen, ob ich mich ihr nicht verständlich machen kann."

Die Alte ging. Breitenfeld näherte sich seiner Mutter.

Sie saß theilnahmlos, mit erloschenen Blicken da, ohne jede Spur der Empfindung und des Bewußtseins in den vergilbten, ermatteten Zügen.

„Mutter," sagte der Doctor ziemlich laut und scharf, „Mutter, ich bin bei Dir. Hörst Du mich?"

Sie zuckte zusammen wie im Schlafe und murmelte einige unverständliche Worte.

„Wie hieß er — wie hieß der Geliebte Deiner Jugend?" rief der Arzt ihr in's Ohr. „Erinnere Dich, Mutter! Dein Sohn fragt Dich, Dein Sohn!"

„Ja, Du bist sein Sohn, Arnold's Sohn!" sagte die Alte leise und nickte mit dem Kopf.

„Wessen Sohn! Wie hieß er?“ rief Breitenfeld. „Wie war sein Name!“

„Arnold, wir nannten Dich nach ihm!“ antwortete die Alte schlaftrunken.

„Wie aber weiter?“ rief der Arzt. „So sprich, Mutter! Ich muß es wissen, ich will es wissen! Du sagtest mir einmal, er sei reich und schön gewesen.“

„Ja, reich und schön!“ murmelte die Alte wie im Traume. „Schöner als Alle. Und vornehm — ein stolzer Mann. Ich sollte seine Gattin werden — o ja, ich weiß noch. Er gab mir den Ring — er wollte mich holen. Er nannte mich sein Weib. Aber er kam nicht. Sie sagten, er sei todt!“

„Aber wie hieß er denn?“ rief Breitenfeld fast schreiend und schüttelte den Arm der alten Frau. „Wo ist der Ring? Besinne Dich, Mutter, strenge Deine Kraft an! Wie hieß Dein Geliebter, Dein Bräutigam?“

Sie antwortete nicht. Vergebens waren die Bemühungen des Arztes. Die Mutter versank in den frühern Zustand des Stumpfsinnes. Nur unverständliche Worte entschlüpf-

ten ihr zuweilen, und auch diese sprach sie wie im Traume.

„O, über die menschliche Natur!“ rief Breitenfeld verzweifelnd. „Da sitzt sie nun, ein lebendes Wesen und doch eine Todte! Ich wollte, sie hätte früher gesprochen, oder nie. Seit sie zuerst in ihrem Stumpfsinn mich rufen ließ, um mir zu sagen, ich sei nicht der Sohn meines Vaters, sondern der Sohn eines reichen, vornehmen Mannes — seit sie durch diese Worte eine Hölle in meiner Seele wach gerufen — seitdem hat sie mir nichts, nichts weiter sagen können, und all' meine Kunst ist vergeblich gewesen. Zu wissen, daß ich etwas Andres sein könnte, daß ich vielleicht der rechtmäßige Sohn eines vornehmen Mannes bin — und doch nichts zu besitzen, als diese Ahnung — ich möchte rasend werden! Diese Worte haben den Ehrgeiz in meiner Seele geweckt, haben mich krank und zu dem gemacht, was ich bin, zu einem Träumer! Ich muß Gewißheit haben, aber woher? Vergebens sind meine Nachforschungen gewesen, selbst den Ring habe ich nicht finden können. Meine Mutter war selbst eine Adeliche. War sie mit jenem

Manne verlobt, starb er vor der Ehe, so habe ich fast die Rechte eines legitimen Kindes. Aber woher es wissen und womit beweisen? Ich wünschte, Du hättest nie gesprochen, Mutter!"

Eine Zeit lang saß er noch finster, brütend da — dann begann er, was er so oft gethan. Er öffnete die Rouleaux und durchsuchte das ganze Zimmer — Fach für Fach, Winkel für Winkel, aber nicht mit derselben Hast und Unruhe, wie am Mittag das Zimmer des Grafen Hasselstein. An diese Beschäftigung in diesem Zimmer schien er schon mehr gewöhnt zu sein.

Seufzend wollte er von seinen vergeblichen Bemühungen ablassen. Er hielt einen Knäuel Baumwolle in den Händen, den die Wärterin benutzt hatte und rollte ihn mechanisch ab. Die Baumwolle war auf einen viereckige Würfel von Pappe gewickelt, und als Breitenfeld ihn aus der Hand fallen ließ, klapperte der Würfel und er hörte, wie etwas aus demselben auf die Diele fiel. Er bückte sich und suchte mit der Hand. Dann fühlte er etwas zwischen seinen Fingern.

„Herr Gott!" rief er mit einem Schrei. „Es ist ein Ring! Ein Siegelring!"

Er war nicht im Stande ihn sogleich zu betrachten. Eine Minute lang hielt er ihn krampfhaft zwischen den Fingern und kämpfte mit sich selbst. Er fühlte, daß ihm Beherrschung in diesem Augenblick nothwendig sei, er stand vor einem entscheidenden Moment seines Lebens.

Langsam näherte er den Ring seinen Augen. Es war ein schöner breiter Reif mit einem rothen Edelsteine, in diesem ein Wappen und ein A.

„Arnold hieß er, sagte meine Mutter!" flüsterte der Arzt vor sich hin. „Dieses Wappen — Herr im Himmel — es ist nicht möglich — und doch — ich kenne es genau — es ist das Wappen der Hasselsteins! — Graf Arnold Hasselstein, der ältere Bruder, mein Vater! — und er ist todt! —"

Er hielt sich die Hand vor die Augen und sank halb ohnmächtig auf einen Sessel.

Mützelburg, Adolf,

Graf Werner oder Die Kinder des Elends Ein Sittengemälde der Gegenwart von Adolf Mützelburg

Bd.: 1

Berlin 1860